Humoristische

Damen-Bibliothek.

Von

M. G. Saphir.

Erster Band.

Wien und Leipzig.
A. Dorfmeister's Verlag.

Leipzig: H. Haeßel.
1862.

Die zwei Carnevals-Nächte.

Wien.

„Immer ist's Sonntag, immer dreht
sich am Herde der Spieß."
Schiller.

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Herde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Was ist denn am Ende die ganze liebe große Erde anders, als ein Braten, der sich um die eigene Spießachse dreht, sich an der Sonne braten läßt und mit Menschenschweiß und mit Menschenthränen begossen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo sich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in andern großen Städten gelebt, wo man sich um den

Herd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es ist mir doch lieber, wenn sich die Menschen um den sichern Braten, um den sichern Herd drehen, als wenn sich der unsichere Herd um den unsichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich sah zu meinem Fenster, im Müller'schen Gebäude, hinaus. Durch das Rothethurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die sogenannte Niederlbrücke durch die Leopoldstadt in den Prater. In einem Jantschky, diesem juste-milieu zwischen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten sich langsam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlaßhut sendete zwei große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus, als wollten sie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidisch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob sich plötzlich der Atlaßhut und zwei Vergiß-meinnicht-blauangelaufene Augen sahen schnurstraks zum Fenster im Müller'schen Gebäude, zu meinem Fenster hinauf. Neben meinem Fenster war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten. Noch einmal drehte sich der Hut und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in diesem Blick schien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunsch und wie eine Bitte zugleich aussah.

Ich schlug die Augen nieder, die Fenster zu, den Mantel um und stürzte hinter dem Jantschky her. Es kostete nicht wenig Mühe, diesen herauszufinden. Ich sah

in alle Wagen und suchte den Atlaßhut und den grünen Pelz; ich stieß mit meinen Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeschlagene Rippenstöße Wegzehrung; allein was macht sich ein Poet, der einen Atlaßhut sucht, aus einigen Rippenstößen? Ich stöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantschky in der Jägerzeile links vor einem Hause still halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer stand er da wie die Muschel, aus der eben Amphitrite gestiegen. Ich sah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß sind sie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beschloß dasselbe zu thun. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt, auf der einen Seite eine Abtheilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantschky stand wie eine Zauberin unter bunten, absonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und stieß ihre Begleiterin leise an, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verschämung, zuvorkommend mit Reservation, lebhaft mit Bescheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerspruch des Karakters, der sich in den schwarzen Locken und blauen Augen aussprach, gab schon ihrem ersten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar

ist Autokratie, blondes Haar constitutionelle Regierung; ich möchte sagen, schwarze Haare wollen Leibeigenschaft, blonde Haare Seeleneigenschaft. Schwarze Augen wollen geliebt sein, blaue Augen wollen lieben; aus schwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen süße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt, wenn sie schwarze gehabt hätte, würde sich Adam nicht haben verführen lassen, und wir wären noch im Paradiese; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein schwarzes Auge ist eine schöne Sache; manches schwarze Auge hat mich blau anlaufen lassen, und es wäre schwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß schwarze Augen auch himmlische Augen sind; allein sie sind nicht zärtlich! Was ist alle Liebe, alle Lust, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit ist das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit ist das Beglaubigungsschreiben der Liebe, ihr Certificat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit ist eine Taubstumme, sie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe spricht nicht! Schwarze Augen sind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge ist die Wiege der Zärtlichkeit. Man versuche es nur und sehe recht lange und recht tief in ein großes, schwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufstehen und großen Lärm machen, und unsere fünf Sinne werden Alles über den Haufen werfen und hinauswallen aus ihrer eigenen Haft, aber das Gemüth bleibt ruhig in uns, so zu sagen, hinter dem Herzensofen hocken und rührt sich nicht; aber man schaue einmal so

recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in diesen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leises Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum Erstenmale die Erde küßt, und der Himmel sein großes, blaues Auge aufschließt für die erwachende Schöpfung; und unser Gemüth wird so leicht und beweglich und wohlig und warm, und es schaut aus unserem Herzen zu allen Fenstern heraus und füllt behaglich und elastisch unser ganzes Wesen aus. Es war also ein sonderbarer Contrast in dieser Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der schwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tief=blaue Augen, gemüthsinnig und schmachtend, heraus. Die Wangen waren sowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unaussprechliches Stumpfnäschen schien freudig und erschrocken vor dem üppigen und schwellenden Trotz der scharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete sie lange, es lag in dem ganzen Gesichte eine Mischung von Welschthum und Deutschheit. Die schwarzen Lockenschlangen waren Italiener, Carbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutsche. Ehrlich? das will ich nun gerade nicht sagen, aber es waren gemüthliche, alte Deutsche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten diese deutschen Augen einen italienischen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterscheiden sich wesentlich von denen der deutschen Frauen durch die Form der Augenwinkel. Man betrachte die

Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß sich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer sanften Biegung abwärts senken. Durch diese Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Karakter; dadurch erhält das obere Augenlied eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und malerischer; auch das untere Augenlied biegt sich in einer verschwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutschen Frauenzimmer hingegen laufen alle spitzig und gerade aus, und sie würden, wenn sie durch die Nasenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zusammenlaufen. Dieses gibt den Augen etwas Pedantisches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß sie gewiß da ein Maskenkleid für die nächste Redoute nehme, und ich beschloß es abzuwarten, und mir das Kleid genau zu merken, um sie daran zu erkennen. Ich that als ob ich ganz mit dem Aussuchen meiner Maske beschäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der schönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuse, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieses geschah, und ich, ohne sie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid aussuchte, stürmte mein Freund herein, um sich ebenfalls ein Redoutengewand zu bestellen. Er fiel

gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, sondern eine Voraus-bestimmung, die es so haben wollte, daß wir die nächste Redoute zusammen besuchen sollten. Ich kannte Roderich; wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun, ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider, ich einen Rosa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdessen waren die beiden Damen schon fort; Roderich hing sich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchströmten alle Alleen, die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Lusthaus, nirgend war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich schieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müller'schen Gebäude zusammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menschen, die keinen eigenen Geschmack zu verzehren haben, und die sich blos bei fremdem Geschmack zu Tische laden. Es gibt viel solche Geschmacksschmarotzer, die keinen Kreuzer Geschmack besitzen und doch für geschmackreich gelten, weil sie Geschmack zu leihen und zu schenken nehmen. Roderich hatte es in seinem Leben noch nie gewagt zu sagen:

„Das ist schön! das ist häßlich! das ist gut! das ist langweilig!“ Er wartete immer ab, bis ein Anderer sagte: „Das ist schön!“ u. s. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenschaftlicher Freund von Westen, er hatte eine Westensammlung wie ein Anderer eine Schmetterlingssammlung hat; allein nie wagte er es auf seinen eigenen Geschmack sich Zeug zu einer Weste zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erst darüber consultirt werden. Man sagt: „Der Mensch, das ist sein Styl,“ bei Roderich konnte man sagen: „Der Mensch, das ist seine Weste!“

Er hatte beinahe so viele Westen als Tage im Jahre sind; wenn er in Gesellschaft war und Jemand ging vorüber und fixirte seine Weste, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm sagte: „Ihre Weste gefällt mir gar nicht!“ um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man sicher, ihn in den besten Humor zu bringen, wenn man ihm sagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Westchen haben Sie da!“

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Westen; er wählte nie eine aus eigenem Geschmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben Jemand sagte: „Das ist eine himmlische Person!“ da war er gleich rasend verliebt; kam nach zwei Tagen Jemand und sagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübsches an ihr, sie ist ganz alltäglich!“ da zog sein Herz sie sogleich aus, als ob sie eine Weste wäre.

Roderich hörte und sah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war und er war es folglich auch; er merkte sich eben so gut als ich ihre Maske, und war fest entschlossen, ihre nähere Bekanntschaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Musik ertönte und rings herum näselte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erste, höchste und eleganteste Vergnügen der Wiener Welt. Jetzt hatte das sehr abgenommen. Karaktermasken sah man wenige und noch viel weniger Masken von Karakter. Die vornehme Welt schwamm blos einige Mal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten sich hier, und alte Bekanntschaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging blos maskirt, damit man sie um so leichter erkenne. Besonders zeichnete sich fast in jeder Redoute ein vierblätteriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie sonst ein vierblätteriger Klee blos Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht blos Kindersegen und unter Glück nicht blos das väterliche versteht. Es waren die geistreichsten Närrinnen und die schönsten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hofmann'sche Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an sie an, denn es war eine echte humoristische Tollheit in ihnen; es schienen mir lebendige Vexirspiegel, denn Hohn und Lust und zugleich die Zerrissenheit der Sünde, das

tolle Betäuben der Selbstvernichtung glänzte aus ihren Augen, und lachte zuweilen absonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, so als ob sie selbst nicht wüßten, wer und was denn so in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft schien es mir, als ob ihre Seele von der Tarantel gestochen worden wäre, und als ob der Körper lustig, doch voll stechenden Schmerzes sich mit drehen müsse. Insonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgesicht voll Milde und Unschuld, ein paar Augen blau und tief und sinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unschuld, und eine Gestalt harmonisch, poetisch und lieblich, wie Schiller's Erwartung, und ein Herz rein, menschlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! der gute Engel dieses Wesens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böse Engel einzog, um dieses göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den bösen Geist da drinnen belauscht, durch die Fensterscheiben der Augen und durch das Schlüsselloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünscht hätte der böse Engel zu sein, um selbst zu besitzen diesen marmornen Gliederpalast mit seinen Augen-Spiegelscheiben u. s. w.; allein in solchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchises auf den Rücken und trug sie unversehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchises unversehrt rettete;

aber es würde mich doch ein Bischen freuen, wenn sich der Aeneas ein wenig versengt hätte!

Dieses vierblätterige Kleeblatt also machte einen Hauptbestandtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erschöpft, wenn man sagt: es trug den großen Redoutensaal ganz allein in den kleinen Redoutensaal hinein und zog Groß und Klein nach sich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Rosa-Domino gewählt hatte und er den Türken, so schien es ihm, man müsse eigentlich einen Rosa-Domino anziehen, und ohne Rosa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid schien ihm ganz unerträglich, und mit den lüsternsten und wehmüthigsten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich was ich anzog, und so überließ ich ihm, um sein und damit auch mein Vergnügen nicht zu stören, meinen Domino und nahm selbst den Türken.

Wir durchsuchten und durchstürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäusen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war fast ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale sammelte sich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die andere Preciosa; also beide aus dem wahrsagenden Geschlechte. Sie mußten beißende und

treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erscholl oft aus dem dichten Kreise. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine schönere Gestalt gesehen als diese Pythia. Aus dieser ganzen verhüllten Figur war nichts sichtlich als die zwei Fußspitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußspitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, sinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand selbst vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geschworen haben würde. Ich kann keine blauen Augen sehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben ist doch schön!"

Die Preciosa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kuße entgegenschwellend; den aufwieglerischen Busen als Unruhestifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um seine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, schwarze Augen, wahre Zigeuner, die sich aufs Stehlen, aufs Herzen stehlen männlich einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah sei mit Dir, erhabene Priesterin! Willst Du auch dem Sohne Mahomets sein Schicksal verkünden?"

Sie sah mich an und sprach: „Nur dem Gläubigen sag' ich wahr, denn die Kunst beruht auf dem Glauben!" damit wendete sie sich von mir ab und sagte zu Roderich: „Du aber, Du Sohn der Gottheit, Du darfst nur

befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft."

Roderich schnitt einige Komplimente und bat um einige prophetische Aussprüche. Pythia umkreisete ihn dreimal und sprach still und feierlich ein Anathema über seine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indessen Preciosa meine Hand faßte, um mir wahr zu sagen, und mich fragte: „Willst Du von mir Deine Zukunft wissen?"

„Schöne Preciosa," antwortete ich, „Du machst mir Vergangenheit und Zukunft entschwinden, nur die Gegenwart ist in Deiner Gegenwart interessant."

„Erhabene Priesterin!" sagte ich und sah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges, „erhabene Priesterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuschwören den Unglauben und in christlicher Frömmigkeit —"

„Halt!" lachte Pythia, „Sie verwickeln sich in Anachronismen und so weiter, mon cher Türke, und machen fast, daß ich aus der Rolle falle! Deshalb," hier wendete sie sich an Roderich, „geben Sie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes, begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Sessel!"

Roderich nahm ihren Arm, Preciosa den meinigen und wir setzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauschende Fluth von Masken machte sich vorzüglich durch lautes Wesen und Gelächter bemerklich; wir sahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und schleuderten Repliken rechts und links. Roderich sprang auf: „Da sind sie!“ rief er aus, und zog mich mit sich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abschied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfrischungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!“ flisterte ich der größern von ihnen zu, „lasse auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten suchen!“

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirst Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäusen?“

Ich sah mich um, es war Pythia und Preciosa, die uns gefolgt waren, und die nun durch ihr Dazwischentreten die Fledermäuse verscheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte sich an Roderichs Arme eingehängt, und schien mit besonderem Interesse seine Conversation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der Preciosa zu spielen, und ohne eben ein Schauspieler zu sein, mußte ich meine Rolle doch sehr natürlich gespielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem Andern zu gefallen schien, wurde

unruhig und hätte gar zu gerne seine Pythia gegen meine Preciosa ausgetauscht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskirt, die andern schon demaskirt, und die Unterhaltung wurde leiser, flisternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Gallerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuse eben herab. Ich wollte sogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein schwarzes Schicksal fest, und Pythia sagte zu mir: „Es scheint, daß Ihr Freund (sie meinte Roderich) eine besondere Vorliebe für Fledermäuse hat; er ist ganz zerstreut, und Fledermäuse sind doch weder Nachtigallen noch Musen!"

Ohne weiter über diese sonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortsetzen, als diese sich auf ein Seitensopha setzten und das Visir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Wesen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit meiner pallasäugigen Dame aus dem Jautschky-Phaeton von gestern Morgens. Wir waren wie aus den Wolken gefallen, und unsere Prophetinnen schienen sich an unserer Ueberraschung schadenfroh zu weiden.

„Wie?" hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, Du Göttersohn, woher dieses Erstaunen?"

Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantschky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Masken, die uns, wie es schien, nun einmal auserſehen hatten, für heute ihre Schlagschatten zu machen. Insonders setzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Preciosa zu mißgönnen schien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maskenrechtes, und endlich wurde es mir doch interessant zu wissen, wer diese beiden geistreichen Zukunfts-Göttinnen sein mögen. Wir bestürmten sie vergebens, sich zu demaskiren; alles was wir erlangen konnten, war das Versprechen, daß sie auf der nächsten Redoute wieder, und zwar in demselben Kostume, erscheinen wollten, wofür wir auch versprechen mußten, wiederum in diesen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforschen, beim Nachhausegehen ihnen nicht nachzufahren und Alles der nächsten Redoute zu überlassen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute fast vergessen, wenn nicht Roderich immer davon gesprochen hätte. Er konnte nicht satt werden, von den Reizen der Preciosa, von ihrer Figur, von ihren

Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu sprechen, und mich zu beneiden, daß sie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia sonderbare Reden an ihn richtete, und so thun wollte, als ob sie ihn kennte und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Preciosa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerstreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen, und um sich bei mir anzuziehen. Ich sah an seiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinste, geringfügigste Abenteuer immer sehr ernst und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und so war es auch heute der Fall. Er war ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verschlang das Wort wieder u. s. w.

„Druck' los, Freund Roderich!“ sagte ich endlich; „was hast Du denn wieder?“

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum wie er sein Verlangen ausdrücken sollte; endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich sollte den Rosa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Preciosa zu gewinnen, da sie die Verwechslung, bei unserer gleichen Gestalt, nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernst war, so willigte ich

gerne ein, und so fuhren wir denn in umgewechselten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Musik, Tanz, Gewühl und Geschrei waren schon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufsuchen unseres Rendezvous denken konnten.

Endlich, als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unsere zwei Wahrsagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel sitzen, und sich in die Ohren flistern. Wir traten auf sie zu, und Roderich stürzte sich sogleich, wie ein Lämmergeier, auf sein Täubchen Preciosa.

„Wir danken Dir, heilige Priesterin!“ redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten hast.“

„Ich will hoffen,“ erwiderte sie, „daß Du heute weniger abwesend sein wirst, und schon aus Artigkeit in der Gesellschaft einer Schicksalsgöttin nicht so zerstreut sein wirst, wie letzthin, wo die Fledermäuse Dir um das Herz schwirrten!“

Ich gestand ihr offen, daß mich die Fledermäuse deshalb interessirten, weil ich eine andere Person unter ihnen suchte, als ich nachher, bei ihrem Demaskiren, fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen,“ sagte Pythia parodirend ernst. „Eins sind zwei, und zwei ist einerlei, und Einer Du für Beide sei!“

„Beim Himmel!“ rief ich aus, „dunkel genug ist dieser Rede Sinn für ein delphisches Orakel.“

Im Eifer des Gespräches entwickelte meine Pythia einen solchen herrlichen, brillanten Verstand, eine solche feine Bildung und Feinheit des Geistes, daß ich immer mehr erstaunte, und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Interesse ihr in die seelenvollen Augen sah. Ich wurde auch immer aufgeregter, und überließ mich einer gewissen poetischen Stimmung, in die man in der Maskenwelt so leicht und angenehm versetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und seelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute,“ sagte sie, „bist Du wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warst Du nicht Du!“

„Und wer muß ich denn sein, um heute Ich zu sein, und nicht das Letzthin-Du?“

„Das Letzthin-Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'schen Gebäude und heute —“

„Nun, heute? —“

„Heute bist Du das,“ hier zeigte sie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir saß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wissen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Gesicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delikatesse und Ungestüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann, wie und wo ich sie wieder-

finden oder wiedererkennen könnte; sie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben so viele Minuten verronnen, als sie sich zu Preciosa wandte, die eben so vertraulich mit Roderich plauderte, und sie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiedersehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf diesem Sopha, wir müssen noch einige Bekannte aufsuchen, um ihnen ihr Schicksal zu enthüllen, in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!"

Damit trennten sie sich von uns und ließen uns unserm Erstaunen über. Roderich war ganz entzückt von seiner Preciosa, und wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie wohl in einer halben Stunde wieder sich zu uns gesellen werden.

Wir mischten uns nun auch indessen wieder in den brausenden, tosenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreisten neckend und geneckt, grüßend und begrüßt, den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saals erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuse von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, bist Du auch wieder da?" Wir warfen ihnen einige lose Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuse sei, daß sie die Dämmerung suchen müßten u. s. w. Heute aber schien es, als ob wir so wohlfeilen Kaufs nicht loskommen sollten. Sie klammerten sich fledermaus-

artig an uns an, und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere insonders hing sich wie ein Pompadour an meinen Arm, und schwatzte mir allerlei ins Ohr, welches immer mehr meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ihr seid wohl durch das Fenster da herein geschwirrt?“ fragte Roderich.

„Nein,“ antwortete heftig und mit Hast die größere; „auf einem Jantschky sind wir hereingeschwirrt!“

Das Wort Jantschky schlug wie ein Blitzstrahl in meine Seele.

„Wie?“ dachte ich, „wenn das nun heute doch die schöne Unbekannte wäre?“

Ich betrachtete sie genauer, und Figur, Auge, Anstand, Alles schien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur schien sie etwas stärker, welches ich der Verhüllung zuschrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer suchte ich sie, die mir nun wieder sehr interessant war, fest zu halten, verwickelte sie immer tiefer ins Gespräch, und zog sie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir setzten uns auf dasselbe Sopha, und sie erzählte mir, daß sie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre so vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske gewesen, daß ich sie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckguck hole die andere Maske!“ rief ich unmuthig aus, „hätte ich Dich nur erblickt!“

Mit einiger Verlegenheit aber dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erscheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unsere Beredsamkeit, alle unsere Bitten und Versprechungen auf, um die zwei Fledermäuse zu bewegen, sich zu demaskiren. Bald schienen sie nachzugeben, bald genirte es sie wieder. Endlich sagten sie, wir sollten sie oben in eines der entlegenen Speisezimmer geleiten, da wollten sie sich demaskiren. Wir gingen mit klopfendem Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, schienen sie sich wieder anders besonnen zu haben, und wollten zurückeilen; allein wir bestürmten sie mit heißen Vorstellungen und Flehen; da gaben sie nach, sie demaskirten sich, es war — Pythia und Preciosa.

Unser Erstaunen war gränzenlos! Pythia rief aus: „Der Guckguck hole die andere Maske! das galt mir, nicht wahr?“ —

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Sie weidete sich an meinem Verstummen, bis ich ihr denn endlich gestand, daß ich eine Person unter jener Fledermaus suchte, die mich allerdings interessirte, ohne daß ich sie weiter kenne.

Sie schien sich damit zu begnügen. Wir setzten uns nun wieder und fingen die Bestürmungen, daß sie sich demaskiren sollten, wieder von Neuem an. Sie gaben nach, und wer schildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantschky und aus dem Maskenmagazin wieder fand! —

Wie sie hieß? „Namen nennen sie nicht!“ Sie kannte mich früher, bevor ich sie kannte, und hatte mir das

Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte sie und ihre Freundin die zwei Fledermäuse von dem Maskenhändler zugesagt bekommen; sie sah, daß ich mir diese Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Absicht. Zugleich sah sie, daß ich den Rosa-Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es sich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuse schon früher versagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten also jene zwei Masken als Pythia und Preciosa nehmen. An dem ersten Abend, als Roderich meinen Rosa-Domino nahm, hielt sie diesen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten sie die zwei Fledermäuse noch obendrein genommen, und sie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren schöne zwei Carnevals-Nächte, deren noch viel schönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hause fuhr, sagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!“

Ich lächelte.

Der Leichenmaler.

„Erinnerung, süßer Demuth Gefährtin,
Wenn diese die Wimper trauernd senkt,
So hebst du den Schleier, und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.“

Julie, Du süße Rose, die einen kurzen Frühling mir geblüht; Nachtigall, die nur eines Lenzes flüchtigen Tag mir zugesungen; Sternbild, das nur eine beflügelte Stunde lang an meinem Lebenshimmel mild erglänzte; spät mir gegeben, und früh mir geraubt; Julie, wo Du auch seist, hier oder dort einsam des Fernen gedenkend, oder beglückt sein vergessend; in dem Heiligthume der Erinnerung hänge ich diese Zeilen als Votivtafel meines Herzens auf. Weilen Deine Augen je auf ihnen, so gedenke Deines Freundes, dem auf der ganzen Pilgerschaft des Lebens nur Ein Wesen ward, das sein Herz verstand, Du, dem dieses Wesen vielmal liebend die Seele und küßend berührt, und wie ein Traumbild entfloh, und dessen Herz nun hineinschaut in das flache Spiegelglas seines Daseins, ohne daß ihm ein zweites gleiches entgegenschaut.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto, der stolze, wilde, schöne und reiche Fremde, der seit einigen Wochen die Schönen Münchens in Bewegung setzte. „Wir müssen sie finden!“ rief er noch einmal, ungestüm, seine schwarzen Augen blitzten dabei über die edle, stolz gebogene Nase nieder, und gewaltig zog er seinen Freund, den Maler Alonzo, durch die fluthende Menge. Am chinesischen Thurme war Musik. Auf dem Jaspisteppich der Wiese tummelte sich das Heer der Kinder herum, und um den Cirkus, der die Militärmusik einschloß, reihten sich Fußgänger, Reiter und Equipagen.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto zum dritten Male; sie wanden sich durch Pferde und Wagen quer durch. Alonzo, der höfliche Maler, den schönen Mädchen bekannt, grüßte hinüber und herüber, flisterte da und dort einem silbernen Riegelhäubchen ein Wörtchen zu, worüber die rothen Wangen noch röther, und die leuchtenden, freundlichen Augen noch leuchtender und freundlicher wurden; allein Alberto hatte für nichts Aug' und Ohr. Er suchte Antonie. Als die beiden Suchenden um die Ecke bogen, sah Alberto die ihm wohlbekannte Equipage. — „Da ist sie!“ rief er, und drückte Alonzo's Arm, daß dieser bald laut aufschrie.

In einem glänzenden Wagen, von zwei edlen Rossen gezogen, saß Antonie. Ein freudig überraschtes „Ah!“ entfloh den Lippen des Malers, als er sie sah.

Aus der Fülle der reich herunterwallenden, braunen Locken sah ihr Antlitz heraus, wie die Sonne aus dünnem

Gewölke, ihr Auge war lieblich und mild, wie das Lächeln der beglückten Liebe, ihr Mund schien vor Freude zu erröthen, daß ihr liebliches Wort seine reizende Schwelle überschritt, auf ihren Wangen lag ein neugeborner Morgentag, um die rosigen Lippen regten sich süße Gefühle und frohe Gedanken, die in ein entzückendes Lächeln zusammenschmolzen.

Alonzo's kunst- und naturerfahrner Schönheitssinn staunte unersättlich dieses Ineinanderspiel harmonischer Formen an. Alberto riß ihn an die linke Seite des Wagens hin, und grüßte flammend die schöne Antonie; sie dankte freundlich kalt, und wendete sich zur rechten Seite des Wagens, an dem zu Pferde der junge Graf von Wandern, ihr Bräutigam, sich befand.

Alberto trotzte wieder fort durch die Menge, riß Alonzo mit, und tobte mit ihm hinein in die Seitengänge des englischen Gartens. Hier warf er sich an Alonzo's Brust. „Du mußt sie malen!“ schrie er, „Du mußt, fordere, wünsche von mir, so viel Du willst, ich bin reich, nur male sie, ich muß wenigstens ihr Bild besitzen!“

Der Graf von Wandern liebte seine Braut mit allem Feuer einer edlen, sieggekrönten Liebe, und wurde eben so von ihr wieder geliebt. Nicht fremd war ihnen die irregeleitete Liebe des reichen Fremden, der in einem gewissen Inkognito in München lebte, allein durch jene Würde, die jeder wirklich tugendhaften weiblichen Seele eigen ist, wußte sie seine unbändigen Bewegungen zurückzuweisen. Es war unmöglich, ein Bild von ihr zu

bekommen, und dennoch war dies das einzige, das feurigste Bestreben Alberto's.

Alonzo war einer der geschicktesten und glücklichsten Porträtmaler der Stadt. Sein Künstlerleben hatte seine Seele etwas wüste gemacht, so wie überhaupt der große Theil der Porträtmaler nicht eindringt in das Heiligthum der Kunst, weil sie sich nur an der Oberfläche weiden, weil sie nicht die Seele der Wesen, sondern blos diese Wesenkleider studiren, und das Oberflächliche wieder mit oberflächlichem Sinne genießen; sie bilden nicht von Innen heraus, sondern von Außen hinein.

Alonzo's Seele war auch von dem rauhen Herumfluge auf dem äußern Schönheitsformat und Gesichtslineamenten leer und wandelbar geworden. In seinem Herzen schwärmten alle Leidenschaften, wie in einem Bienenstocke, aus und ein, und summten und schwirrten und stachen unaufhörlich. Das Glück hatte ihn nicht begünstigt, und so war ihm die Kunst, die heilige, die gottabstammende, nicht die Geistesbraut und Lebensheilige, sondern die Hauskuh, die ihn mit Milch versehen sollte. Der Antrag Alberto's war ihm daher willkommen, und er beschloß das Geld zu verdienen, um welchen Preis es auch sei.

In der ernst majestätischen Kirche unserer Lieben Frau, vor dem hochverklärten Bilde der Hochgebenedeiten lag Antonie und betete. Ihr klares Antlitz war erhoben in inniger Frömmigkeit zu der Gnadenmutter. Die beiden Hände lagen wie versöhnte Schwestern in einander ge-

schlungen an ihrer Brust, und das gefühlige Auge, das seelenvolle, blickte hinauf zum Himmel, und in seinem Sterne schimmerte das Licht der Andacht, das tröstende, mild leuchtende Licht der Religion, und ihre Lippen regten sich leise, wie sich die Lippen eines unschuldigen, schlafenden Kindleins regen, wenn es von Weihnachtsbäumen und Christbescherungen und beflügelten Englein träumt. Wer die Schönheit nie gesehen hat im Augenblicke des Betens, der weiß es nicht, wie schön die Schönheit ist.

So lag sie da, die schöne Antonie. Verklärung lag um ihren Zügen, und eine jungfräuliche Heiligkeit umfloß die andächtige Gestalt.

Nicht weit davon in einem Betstuhle versteckt, saß Alonzo, um sein frevlerisches Werk an gottgeweihter Stelle zu vollstrecken. Mit irdischem Blicke erspähte er die im Gebete versunknen Züge, um sie zum unheiligen Zwecke auf das Papier zu bannen. Die Ruhe und die tiefe Andacht der frommen Antonie war seiner Absicht nur allzu günstig, und bald hatte er seinen Raub vollendet. Das wohlgetroffene Bild Antoniens, als Madonna gemalt, lag in wenigen Tagen in Alberto's Hand, und dafür in Alonzo's der Schmachsold von hundert Dukaten. Alberto reiste wild bewegt aus München ab, und Alonzo wurde immer wüster und wüster, je mehr sein Ruf als Porträtmaler stieg, und sein Einkommen sich vermehrte.

Düsteres Abenddunkel hüllte den Kirchhof in München ein. Die weißen Leichensteine schienen wie die ausgestiegenen Geister der Verstorbenen auf ihren Gräbern zu stehen, ein schauerliches Säuseln bewegte die Blätter der Cypressen, und nirgend war ein Odem des Lebens zu vernehmen. Durch die mittlere Reihe der Leichensteine schritt in einen Mantel gehüllt eine Gestalt zu der falben Rotunde hinauf, zu dem Leichenhause, wo die am folgenden Tage zu Begrabenden auf der Bahre ausgestellt liegen; es war Alonzo.

Er wurde Abends spät noch gerufen, um ein Mädchen, welches plötzlich starb, nach dem Tode zu malen. Der Bote versprach reiche Belohnung, und Alonzo fand sich Abends im Leichenhause ein. Der Leichenaufseher öffnete ihm das Zimmer, in welchem die Todte lag. Zwei Candelaber goßen ein helles Licht durch den schauerlichen Ort. In der Mitte des Zimmers lag die Leiche im weißen Gewande. Die jungfräuliche Kranzkrone zierte sie. Blumen und Guirlanden schmückten die Bahre, und zwölf Kerzen standen auf beiden Seiten. Alonzo warf den Mantel am Eingange ab, näherte sich der Leiche, und ein eisiger Schrecken durchrieselte ihn, als er Antonien erkannte.

Er stand einige Augenblicke wie gelähmt an diesem Orte des Entsetzens; schon wollte er von dannen gehen, ohne nur seine schauerliche Aufgabe zu lösen, allein die Aussicht auf den reichlichen Lohn, und eine falsche Scham, als könnte man ihn der Furcht zeihen, bewogen ihn, zu

bleiben, und die Abgeschiedene zu malen. Er faßte sich, stellte die Lichter zurecht, legte das schöne Haupt, das noch lebensfrisch, wie eine eben gepflückte, weiße Rose da lag, zurecht, und begann zu malen. Seine Augen hefteten sich wie magisch auf die blassen Züge, er fühlte seine Hand unsicher, eine Beklommenheit legte und wickelte sich, wie eine Riesenschlange, immer fester um seine Brust. Die Lichter fingen an, ganz in absonderlichem Glanze zu flackern, und hin und her zu spielen. Alonzo suchte seinen Blick starr auf das Antlitz der schönen Leiche zu heften, allein sein Pinsel konnte keinen Zug festhalten, sie schwammen flimmernd in einander. Ein Fieberfrost durchschüttelte ihn, er neigte sich tiefer auf die Todte herab, da begannen die schönen, leblosen Züge leise zu zucken, die Lippen regten sich, die blassen Augenlieder gingen langsam in die Höhe, und die erloschenen Augen drehten sich nach Alonzo. Festgebannt, wie ein Steinbild, blieb Alonzo, sein Auge krampfhaft und unverwandt nach der entsetzlichen Erscheinung ausgedehnt. Da setzte sich die Leiche auf, erhob die geisterbleiche Hand gen Alonzo und hauchte mit dumpfer Stimme folgende Worte ihm zu:

„Fort von hier, Du Frevler! Du hast an gottgeweihter Stelle, vor dem Bildnisse der gebenedeiten Mutter aller Gnaden mit räuberischer Hand meine Züge mir abgestohlen zu verbrecherischem Zwecke, hast meinen Blick, zum Himmel gesendet, entwendet, und zu schnödem Gebrauche benützt. Doppelter Frevler, hebe Dich weg von hier, Deine Kunst ist fortan verfallen den finstern

Mächten und ein Zug des Todes in jedem Deiner Gemälde mahne Dich an jene sündige Stunde!“

Hierauf sank die Leiche nieder, die Augen schloßen sich, und regungslos blieben alle Züge. Gejagt von allem Entsetzen der Nacht und des Todes, und im Busen zerrissen von folternden Gedanken, entfloh Alonzo dem grauenerregenden Leichenhause. Die Leichensteine, durch die er floh, schienen zu beiden Seiten mit gespenstischen Blicken ihm nachzuschauen; der Gottesacker schien sich zu verlängern, und mit ihm fortzugehen; gebadet in Angstschweiß und außer sich kam er nach seiner Wohnung zurück.

„Wann wirst Du doch endlich mein Porträt vollends zu Ende bringen?“ fragte die sonnenäugige Mina, Alonzo's Geliebte, denselben, als er eben nachdenkend bei ihr saß, und die schwarzen Lockenschlangen mit seinen Fingern hin und her warf. Er sah hinein in die feuchte Gluth ihres Auges, in dem der innerste Gluthstern der Liebesgewährung hoch aufflammte, sprang rasch auf, und schrie wild: „sogleich!“ Mina sprang froh auf, die Staffelei wurde zurecht gerückt, Mina saß gegenüber, und Alonzo begann das Bild, das, bis auf einige Striche, fast ganz fertig war, zu vollenden. Seine trunknen Blicke zappelten in dem Netze der halbenthüllten Reize Mina's, es wogte in ihm die Ebbe und Fluth der Leidenschaft, er malte mit Gluth, seine Seele lebte in seinen Fingerspitzen, das

Bild war fertig. Mina lebte auf die Leinwand eingehaucht, es war nicht blos eine Abschrift ihres Gesichtes, es war ihre Doppelgängerin, dieselbe Sonne des Auges, welche die Sinne des Beschauers zum Zunder brennt, dieselbe Gluth der Wangen, vom Purpur des Genusses geröthet, derselbe Karmin der Lippe, die vor dem tiefern Gedanken der vielsagenden Liebe erröthet, dieselbe schöne Blume des Fleisches, dieselbe Harmonie der Glieder, die im stolzen Selbstbewußtsein ihrer Reize sich umschlungen hielten! Alonzo und Mina waren beide entzückt, es war sein erstes Bild, das er seit jener Nacht gemalt hatte, und stand da in des Lebens unübertrefflicher Nachbildung, übergossen von Wahrheit und Natur. Mina schien ihr schönes zweites Ich noch überstrahlen zu wollen. Es wurde ein Festabend für beide Liebende. Die trauliche Lampe wurde angezündet, die dampfende Punschbowle bereitet, und in kosender Liebe saßen Alonzo und Mina auf dem engen zweisitzigen Sopha, und schlürften die flüßige Gluth des Punsches ein, und der noch heißern Küsse, und gegenüber stand die Staffelei mit dem fertigen Bilde. Immer heißer wurden ihre Küsse, immer stiller ihre Lippen, immer lauter ihre Wünsche. Alonzo war voll Muthwille und ungezügelter Wildheit. Seine Gedanken fingen an, wie die matten Vögel mehr herumzuflattern, er neckte Mina, daß ihr Bild schöner sei, als sie selbst, sie aber herzte und küßte ihn in wilder Lust, und sprach: „wilder wilder Junge, wenn auch das Bild hübscher ist, als ich, so kann es doch nicht mit Dir anstoßen auf langes Leben,

und kann nicht „Du“ zu Dir sagen, nicht „Du“, nicht dieses seelenaustauschende Wort; ich aber kann Dich duzen, Du süßer, süßer Junge Du!“ und dabei duzten ihre Lippen die seinigen, daß sie fast wund wurden. Alonzo aber sprang in trunknem Uebermuthe auf, und rief: „aber Dein Bild soll auch mit mir anstoßen auf langes Leben, und soll mich duzen, zum Trotz der närrischen Leiche!“ Er füllte sein Glas und Mina's, riß sie mit hin zu ihrem Bilde, und rief:

„Vivat schönes Bild,
Sollst leben, stoß' an,
Sollst mich duzen,
Smolli's Fiduzit,
Hörst, du sollst mich
Duzen, sag' „Du“!“

„Du!“ tönte es dumpf drohend und schauerlich zurück von dem Bilde, die Züge des Bildes belebten sich, aber es waren Todtenzüge, die Farbe war erloschen, der Blick gebrochen, die Lippen bleich, und in den starren, offenstehenden Augen lag der entsetzliche Tod. Mina sank todt ihrem Bilde zur Seite nieder.

Am andern Tage war Alonzo nicht mehr zu finden, Minchen sah ihn nicht wieder.

In Rom, in der Strada del popolo, in einem Palaste saß tiefsinnig und verdrießlich der Prinz Moriz von ***. Ein dunkles Feuer brannte in seinen Augen,

die aber eine tiefe Schwermuth verriethen. Die schweren, rothseidnen Vorhänge waren halb herabgehangen über die alterthümlichen Fenster, und überdunkelten das geräumige Zimmer. Das Auge des Prinzen war starr auf ein Bild gerichtet, welches ihm gegenüber über einem schwarzen Marmortische in einem goldenen Rahmen hing, aber von einem schwarzen Schleier bedeckt war.

Er war bestimmt, die schöne Prinzessin Alice von *** zu ehlichen; sein Auge hatte sie nie gesehen, sein Vater, der regierende Fürst von ***, hatte es so bestimmt, und Prinz Moriz, der früher lange in der Welt herumgetummelt, und dessen Herz an dem Gorgonenhaupte einer unglücklichen Liebe zu einer kalten Resignation erstarrte, willigte kalt und ruhig ein.

Die Thüre ging auf, und die Fürstin Mutter, eine hohe ernste Frau, voll Milde und Leutseligkeit, trat herein. „Mein Sohn!“ sprach sie mit jenem sanften Klange der Stimme, welche nur der Mutterliebe eigen ist, „mein Sohn, wir haben den berühmten deutschen Meister Haldern gewonnen, und bewogen, nach Neapel zu reisen, um dort die Prinzessin Alice für Dich zu malen, ist es Dir so recht?“ —

Prinz Moriz lächelte kalt und sprach: „Wie Du willst, meine theure Mutter!“ dabei wandte er seinen Blick wieder nach dem schwarzbehängten Gemälde.

„Lieber Sohn!“ fuhr sanft die Fürstin fort, „dann wirst Du Alice's Bild an jene Stelle hängen, und dieses Bildniß, das Deiner Schwermuth nur stets

eine Nahrung gibt, von da entfernen. Willst Du, mein Sohn?" —

„Ich will, meine theure Mutter!" antwortete Prinz Moriz resignirt.

Nach einigen Wochen kehrte der Maler Haldern mit dem Bilde der Prinzessin Alice nach Rom zurück.

In demselben verdunkelten Zimmer saß Prinz Moriz, als die Fürstin Mutter mit dem deutschen Künstler hereintrat. Ein Diener trug das Porträt im breiten, prachtvoll vergoldeten Rahmen hinter ihnen herein. „Hier ist der deutsche Künstler, mein Sohn!" fing die Fürstin an — Haldern trat näher, der Prinz sah auf — „Alonzo!" rief er heftig, und sprang vom Sopha auf; Haldern trat erschreckt zurück, und erbleichte. — Es war Alberto, der Prinz Alberto, dem er in München jenes frevelhafte Bild gemalt hatte.

„Ich sehe, Ihr kennt Euch," sagte die erstaunte Fürstin, „ich will ein so seltsam überraschendes Wiedersehen nicht stören." Die Fürstin ging, und ließ Alonzo mit seinem Bilde bei ihrem Sohne.

Düster und starr stand dieser vor Alonzo. „Wo ist Antonia?" fragte er endlich heftig, und faßte krampfhaft Alonzo's Hand.

„Dort!" tönte es matt und bebend von Alonzo's Munde.

„Todt!" rief entsetzt der Prinz, „o meine gräßliche Ahnung! Wann starb sie?" —

„Am 15. Juni Abends im vorigen Jahre."

„Ewige Gerechtigkeit!“ stieß der Prinz entsetzt heraus, stürzte auf das schwarz verhüllte Gemälde hin, und riß den Flor hinweg. Alonzo sah hin, und das Blut gerann in seinen Adern. Es war Antoniens Bild, welches er in der Frauenkirche zu München von ihr malte, aber es waren jene Züge des Todes, wie er es in der schauervollen Nacht im Leichenhause malen sollte. Der Prinz und Alonzo faßten sich zitternd die Hände.

„Am 15. Juni Abends war es,“ begann endlich der Prinz, „als ich vorigen Jahres wie gewöhnlich hier saß, und mein Auge auf jenes Bild, voll rosigem Leben und heißer Jugendgluth, heftete; da schienen die Züge sich zu beleben, und in einander zu schwimmen, das Auge fiel zu, und hob sich mit erlöschendem, aber vorwerfendem Blicke nach mir, die Farbe des Todes überzog das Bild, es war Antoniens Leichenantlitz. Ich stürzte besinnungslos nieder. Seitdem habe ich das Bild, das in diesem Zustande blieb, verhüllt. Todt, also todt!“ — Er warf sich auf das Sopha, und kühlte die heiße Stirne in dem seidenen Pfühl.

Alonzo war zerknirscht, er hing den Flor endlich wieder um das Bild, sammelte sich, trat auf den Prinzen zu, faßte ihn bei der Hand, und sagte: „Beruhigen Sie sich, mein Prinz; besehen Sie doch das Bild Ihrer fürstlichen Braut, da wird Ihnen des Lebens süßeste Fülle, und der Anmuth unwiderstehlichster Zauber entgegenlächeln, und Tröstung in Ihr Herz senden.“

Der Prinz stand auf, und sagte bitter lächelnd: „Nun wohl, Sie großer Meister, lassen Sie sehen!“

Alonzo stellte sein mitgebrachtes Bild auf einen Sessel, zog das Tuch, das darüber hing, herab. „Da!“ sagte er, und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Es war die Prinzessin Alice, aber der Zug des Todes lag auf dem blassen Antlitz; der Leichenmund bleich, und die offenen Augen erstorben.

Der Prinz brach in ein schallendes, wahnsinniges Gelächter aus; „das ist Dein Segen, Antonia!“ rief mit dumpfem Ton Alonzo, und stürzte aus dem Zimmer.

Zwei Jahre später sehen wir einen ernsten, krummgebeugten Mann zu später Nachtzeit, auf den Knieen liegend, vor dem hochgebenedeiten Bilde der Gnadenmutter in der Kirche zu unserer Lieben Frau in München. Heiße Thränen rannen über seine gramgefurchten Wangen, und benetzten das kalte Gestein des Bodens; sein Blick, in dem Reue und Andacht ihre Schwesterflammen angesteckt, sah gläubig und fromm hinauf zu der Gnadenspenderin; sein Mund bewegte sich nicht, aber es lag der Ausdruck des innigsten, wärmsten Gebetes auf dem ausdrucksvollen Antlitz.

Still war es rings herum, kein Laut war rege in der hohen gewölbten Halle, nur seine Seufzer stiegen bis an die Decke empor, und erweckten ein mitleidig grauenerregendes Echo. Die heilige Ampel warf ein mattes Licht auf die gottgeweihten Gegenstände, und Alonzo blieb unbeweglich mit gefoltertem Herzen vor der Madonna liegen.

Da schien es, als rausche es durch die Kirche, wie ein heiliges Rauschen, ein milder Schimmer umzog das engelschöne Antlitz der Mutter Gottes, in dem sich Mildniß und göttliche Reinheit offenbarten, ein himmlischer Strahl der Gnade floß, wie Trostesbalsam, aus dem heiligen Auge der Gebenedeiten nieder, und von dem süßen, verklärten Munde zog es, leise thauend, wie Muttergruß und Beschwichtigung zum schmerzenskranken Kinde hernieder zu Alonzo's Ohren: „Du hast bereuet und gebüßt, mein Sohn, der Schooß der ewigen Gnade ist dem rückkehrenden Sohne doppelt gnadenreich; gehe hin, male das Bild der Mutter, der Erlöserin, mit dem zarten Jesuknäblein auf dem Schooße für das arme Kirchlein zu ***, und es sei von Dir genommen der Bann jener unseligen Stunde, und Deinem Gebilde sei gegeben der Segen der Wahrheit, denn nur durch Frömmigkeit und durch Reinheit der Seele kann sich Religion und ihre Tochter, die Kunst, offenbaren dem menschlichen Auge des irdischen Künstlers!“

Die Unbekannte.

Ein Bruchstück aus meiner Reisemappe.

Noch einmal stieg ich den freundlichen Hügel hinauf, an den sich die Stadt Semlin wie eine ruhende Nymphe anlehnt. Der königliche Ister wälzte seine ernstfluthenden Wogen hinab; die düstere Save eilte ihm wie eine liebende Braut entgegen, mischte ihre grünlichen Wellen in die tiefblauen sinnigen Wogen des majestätischen Stromes, und eilte freudig mit ihm hinunter durch die lachenden Fluren und durch die bebauten Gestade, die dem vorüberziehenden Paare freundlich zuzuwinken und zuzunicken schienen. Jenseits leuchteten und flimmerten die Zinnen und Minarets der Festung Belgrad, die Haupt-Moschee ragte hoch hervor; am Zusammenflusse der beiden Ströme steckten die Häuser der „Wasserstadt“ wie geschwätzig die Köpfe zusammen, und ich warf noch einen dankenden Kuß hinüber nach der sogenannten „Zigeuner-Insel“, wo die hohe Bajeluka mich gestern zum letzten Male mit ihrem echt griechischen Gazellenblick anlächelte.

Auch von Semlin hatte ich schon Abschied genommen, und ich eilte hinab, um mit dem über Pesth nach Wien gehenden Postwagen abzureisen. Wenn der freundliche Leser bei dem Namen Postwagen sich etwa einen Thurn- und Taxis'schen bequemen Schwimmer, oder eine Preußisch-Nagel'sche weichgepolsterte, raschbespannte Kutsche, oder eine baierische bequem-dehnliche, wenn auch etwas phlegmatische, Chaise denkt, so ist der liebe Leser sehr in Irrthum, und kaum wird er sich eine Idee von dem Wesen machen können, welches man zur dermaligen Zeit in Semlin einen Postwagen nannte.

Wenn aber dem Leser je ein Mensch vorgekommen ist, der in einem hölzernen, viereckigen Kasten den großen Vogel Kasuar von Markt zu Markte führte, um ihn für Geld sehen zu lassen, der kann sich von den äußern Reizen dieses Postwagens eine kühne Idee machen. Seine inneren Tugenden aber und sein einwohnendes Gemüth kann nur der erfassen, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der sie in den Tagen der Geduld und in Nächten der Verzweiflung selbst erprobt und erkannt hat. In dem trojanischen Pferde, in der Kuh des Phalaris, und in den stachligen Armen der eisernen Jungfrau des Nabis ließ sich sanfter und wohlthunlicher ruhen, als in dem Schooße dieses Postwagens, der mit Abrahams Schooß das gemein hatte, daß man auf die irdische Seligkeit schon verzichtet haben mußte, um in ihn zu kommen. Dieser fest auf seinen Achsen ruhende Quadratkasten war inwendig nicht etwa ausgepolstert mit weichen Sitzen, sondern diese Sitze waren

hart, wie der Sitz der Weisheit, und enge. Man denke sich nun einen solchen grausamen Marschall Vorwärts mit sechs kleinen, aber flüchtigen Pferden bespannt, die über ungemachte, holprige Wege herzerschütternd damit hinrasseln, und denke sich in diese Maschine hinein, und dann kann man denken, mit welcher freudigen Sehnsucht ich diesem Postwagen zueilte, welcher vor dem Kontumaz-Hause mich mit bescheidenen Blicken und zerbrechlichem Karakter erwartete.

Griechen, Türken, Raizen, Wallachen und Juden standen um die respektable Maschine, um Zeuge ihrer erstaunenswerthen Fortbewegung zu sein. Auch Bajeluka stand da; ein serbisches Käppchen wiegte sich stolz auf dem Geflechte der buntbebänderten Zöpfe, und ihre Blicke sagten mir noch ein feuchtes Lebewohl. Ich sah mich nach meinen Reisegefährten um, es war nur ein Einziger da, welcher noch obendrein eine Einzige war.

Ein Mädchen stand da, mit einem kleinen Bündelchen in der Hand, und erwartete, wie ich, das Zeichen der Abfahrt. Gleich mir spähte sie nach der Reisegesellschaft umher, und ängstlich schien sie es zu ahnen, daß außer mir sich Niemand einfand. Wenn Claudia Galotti von dem Tone, mit welchem der sterbende Appiani den Namen Marinelli ausrief, sagt: „O könnte ich ihn zu Gericht stellen, diesen Ton!“ so könnt' ich von dem Blick, mit welchem meine Reisegefährtin mich ansah, als sie bemerkte, daß ich der einzige Passagier sei, ausrufen: „O könnt' ich ihn zu Papier stellen, diesen Blick!“

Es war ein Blick, in dem sich die heilige Unschuld einer süßen Jungfräulichkeit, die Verlegenheit einer süßen Verschämtheit, und zugleich die Angst eines schüchternen Gemüthes aussprach.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; meine unbekannte Reisegefährtin seufzte noch ein Mal, indem sie sich zum letzten Male forschend umsah, ob nicht noch in der letzten Minute Jemand zur Mitfahrt ankam; und als sie keine Seele sonst als mich wesentlich erblickte, warf sie einen resignirenden Blick gen Himmel, sendete ihr kleines Reisebündelchen voraus in den Wagen hinein, und stieg selbst hinterdrein. Ich half ihr ganz höflich in den Wagen und folgte ihr nach. Ich wollte neben ihr im Fond des Wagens Platz nehmen, allein sie hatte sich in die Mitte des Sitzes gesetzt, zur Rechten lag ihr Bündel, zur Linken ihr Arbeitsbeutel und ihre Handschuhe, und sie wies mir stumm mit dem allerniedlichsten Zeigefinger der rechten Hand den Rücksitz gegenüber als für mich bestimmt an. Ich wollte anfänglich mein Wagenrecht und meinen Reisepaßschein, welcher mir einen Obersitz anwies, geltend machen; schon ergriff meine frevelhafte Hand das Bündelchen, um mich an seine Stelle zu verfügen, allein ein fast befehlender Blick von der Alleinherrscherin des Obersitzes, und die Worte: „nein, hier dürfen Sie nicht sitzen,“ schleuderten mich allgewaltig auf den Rücksitz hin. Ich legte ebenfalls meine kleine Reisemappe mit Schreib- und Zeichnenzeug auf die eine Seite, und auf die andere Seite meinen echt angerauchten ungarischen Pfeifenkopf und

Tabakbeutel hin, und so saßen wir denn, in unsere Requisiten eingepfühlt, uns gegenüber. Der Wagen war schon längst in Bewegung, und rüttelte mir nicht nur die Glieder, sondern auch das Herz recht tüchtig durcheinander. Ich wollte sogleich ein Gespräch anknüpfen, allein ich war nicht wenig verlegen, wie und womit? Das gewöhnliche: „Wir haben schönes oder schlimmes Reisewetter,“ schien mir bei einer so besondern Dame nicht ganz passend. Mit einem Komplimente: „Ich schätze mich glücklich u. s. w.,“ schien da auch nicht viel los zu sein; ich kam also auf den Gedanken, ihr sogleich meinen Paß zu zeigen, denn das ist doch die Hauptsache der Reisenden, daß sie sogleich zu erfahren suchen, wie der Mitreisende mit Vor- und Zunamen heißt, woher er ist, und ob er in Tuch-, in Wein- oder in Herzens-Angelegenheiten reist, zum Vergnügen oder zum Mißvergnügen.

Ich zog also meinen Paß aus der Tasche, wendete mich an meine annoch stumme Reisegefährtin, und sprach mit sanft-demüthiglicher Stimme: „Hier, mein liebenswürdiges Fräulein!“ — Ein „Bst!“ schreckte mir die Fortsetzung meiner schönen Rede in die Brust zurück; sie verrichtete nämlich im Stillen ein Reisegebet. Mit gesenktem Blick und gefalteten Händen saß sie da, und ihre Lippen bewegten sich unmerklich.

Während meine Reisegefährtin in Gedanken vertieft saß, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Eine Schönheit war sie nicht zu nennen, und ein scharfer Formenmesser hätte alle Regelmäßigkeit der Züge vermißt. Allein es lag

ein tiefer und fast sichtlich wehmüthiger Reiz, eine schmerzliche Liebenswürdigkeit in jedem Zuge. Eine feine, geisterartige Blässe lag wie ein durchsichtig gewobener Schleier auf dem etwas länglichten Antlitz. Der edle Mund war zart geformt, mit fast blutrothen Lippen; und ein leises, kaum bemerkbares Zucken bewegte zuweilen den rechten Lippenwinkel, so daß dieses Zucken aussah wie ein bitteres Lächeln; doch sogleich zog sich eine ruhige Unbeweglichkeit über das klare bleiche Antlitz hin. Ueber der schmalen, aber scharfgeschnittenen römischen Nase berührten sich die dunklen Augenbraunen in unbeschreiblich lieblicher Wölbung, und über den Ernst einer sehr schönen Stirne fiel in braunen Ringen das Geflechte der langen Haare herab. Einen ganz absonderlichen Zauber aber verliehen diesem schwärmerischen Antlitz ganz vorzüglich lange, seidene Augenwimper. Ich wartete lange, bis sie die Wimper aufschlug, und eine unwillkürliche Trauer schien in mein Herz einzuziehen, als ich das Auge sah, in dessen braunen Sternen ein eingesargter Schmerz, ein in Aether aufbewahrtes Weh zu schwimmen schien. Und dennoch lag auch wiederum eine demüthige Resignation in der feuchten Gluth dieses Blickes, und ein ganz eigener Augen-Aufschlag, wenn sie den Blick zum Himmel richtete, gab diesen Augen einen wundersamen Glanz und Schimmer. Lange saß ich schweigend da, denn der Anblick eines Weh's, das wir nur ahnen, aber nicht kennen, macht uns immer stumm, so wie überhaupt jedes Unglück nur Ehrfurcht einflößen kann. Ich wußte von meiner Reisegefährtin gar nichts, aber ich war überzeugt,

daß sie, so jung noch, doch schon einen tiefen vernichtenden Schmerz erfahren haben mußte. Sie mochte wohl einen Theil meiner Gedanken errathen, sie fuhr mit der feinen, zartfingerigen Hand über die Stirne hin, gleichsam als wollte sie allda einen Gedanken wegbringen, und nahm mit einer Art von Anlauf das Wort, um mir zu sagen, daß es mich wohl befremdet haben wird, wie sie mir so eigentlich widerwagenrechtlich den Rücksitz anwies; wie sie es aber indessen für nöthig erachtete, sogleich die strengste Gränzscheide zwischen uns einzuführen, und so die Linie anzugeben, welche uns während der ganzen Reise trennen sollte.

Ich erwiderte hierauf nichts, als daß ich ihr bemerklich machte, daß wir schwerlich die ganze Reise über von Semlin nach Pesth und Wien allein bleiben werden; daß wahrscheinlich unsere Mitpassagiere sehr oft wechseln werden; daß wir als die am längsten Zusammenbleibenden so zu sagen uns mehr als die Uebrigen angehörten; daß sie auf jeden Fall besser thäte, vor den übrigen Mitreisenden, die noch etwa kommen könnten, das Verhältniß einer Schwester zu mir anzunehmen. Ich stellte ihr vor, daß wir in dieser Gegend wohl nicht auf weibliche Gesellschaft rechnen können, daß die Männer, die sich zu uns gesellen könnten, schwerlich Zartgefühl und Bildung genug haben werden, um ein allein reisendes Frauenzimmer mit gebührender Achtung und Artigkeit zu behandeln; daß sie nur zwischen zwei Uebeln zu wählen habe, und ich als Bruder das kleinere Uebel zu sein mir schmeichle. Sie schwieg lange, der rechte Lippenwinkel zuckte zwei- oder dreimal zusammen, sie fuhr mit

der Hand wieder über die Stirne und saß bedenklich da. Endlich schlug sie die Augen auf, sah mich durchdringend an, reichte mir dann die Hand und sprach: „Es sei; es ist etwas in Ihrem Wesen, in Ihrer Art sich auszudrücken, das mir Zutrauen einflößt. Wir sind vor allen Reisegefährten Schwester und Bruder. — Wie heißen Sie? mit dem Vornamen mein' ich?" —

„Ich heiße Moriz —"

„Und ich" — hier stockte sie und fuhr wieder mit der Hand über die Stirne — „ich — ich heiße Theone. Wir sind aus Semlin und besuchen einen Onkel in Wien. Aber so lange wir allein reisen, bleiben wir — —"

„Moriz und Theone," sagte ich lächelnd; sie zog die Hand zurück, und schwieg lange, gleichsam mit sich selber schmollend, daß sie sich in diese Situation versetzte.

„Ach," sagte sie endlich wieder, „ich denke eben darüber nach, daß der Mensch ganz thörichter Weise beruhigter ist, wenn er von einem Menschen gerichtliche Kundschaft hat, als wenn er eine geistige und seelenhafte Kenntniß von ihm hat. So zum Beispiele bild'e ich mir ein, ich würde viel mehr Zutrauen zu Ihnen haben, wenn ich wüßte, wie Sie mit dem Familiennamen heißen, woher Sie sind, was für Geschäfte Sie treiben, und noch andere ähnliche Kleinigkeiten mehr. Im Grunde aber sage ich mir selbst, daß dieses Alles äußere Zuthaten und Hülsen sind, die doch eigentlich zu unserm jetzigen Verhältniß nichts beitragen können. Aber so ist der Mensch! Er klebt an Namen, Oertlichkeit, Zufälligkeit; die Seele des Menschen hat

etwas an sich, das bei jedem Andern nach Herkunft u. s. w. fragt. Doch sein Sie ruhig, ich werde Sie um nichts fragen, aber Sie geben mir Hand und Wort darauf, daß Sie mich auch nicht im mindesten um etwas fragen; ich heiße Theone, das sei Ihnen genug.“ Ich gab ihr meine Hand darauf, sie um gar nichts von ihren Verhältnissen zu befragen.

Es ging Alles gut, wir schwatzten vertraulich über Lebensschicksal, Glück und Schmerz, über Literatur und Zeit, und Theone entwickelte einen hellen und geprüften Verstand, eine lautere Ansicht der Dinge, eine vielseitige Bildung des Herzens und des Geistes. Jedoch häkelte sich an alle ihre Aeußerungen am Ende eine aphoristische Schlußbemerkung an, die stets einen Bodensatz von Bitterkeit und Unmuth hatte, so daß es mir immer klarer wurde, daß sie durch einen großen Verlust oder durch ein ungewöhnliches Unglück ihr Leben als einen blinden Spiegel betrachtete, aus dem kein freundliches und klares Bild mehr herausschauen könne. Am ersten Tage ging es noch ziemlich gut. Am Abend gesellte sich in M** ein armenischer Kaufmann zu uns, und die erste Scene in dem Schwester- und Bruderspiel mußte beginnen. Ich hatte mich vor Allem zu ihr hinaufgesetzt, welches das erste brüderliche Privilegium war. Allein wir hatten an Eines nicht gedacht, daran, daß wir als Bruder und Schwester uns „Du“ und „Du“ nennen mußten. Es gewährte mir einige Minuten eine große Unterhaltung, die Bemühungen zu bemerken, mit welchen sie in ihren Anreden jedes „Sie“ und jedes „Du“ zu vermeiden suchte.

Sie sprach in lauter Umschreibungen. Endlich sagte ich ihr: „Ich weiß nicht, was Du meinst, Theone, drücke Dich doch deutlicher aus! —" Ihre Geisterbläße wurde für einen Moment wie phosphoreszirt; sie fuhr wieder mit der Hand über die Stirne und sagte: „Ich kann es nicht!"

In dem Wörtchen „Du" liegt ein eigener Zauber. Ich mag es nicht leiden, ein geliebtes Wesen so anzusprechen, als wenn es eine Gesellschaft von Personen wäre! Wenn es möglich wäre, eine Benennung zu finden, die noch mehr vereinfacht, als „Du", ich würde sie für meine Geliebte wünschen. Ist es glaublich, daß Adam zu Eva „Sie" sagte? Das Duzen ist so zu sagen ein Conto-meta-Vertrag zwischen zwei Herzen; aber nur zwischen Frauenzimmern oder zwischen Liebenden.

Mit einem Manne mag ich mich sehr selten duzen. Das „Du" zwischen Männern ist gewöhnlich der Abschiedsbrief der gegenseitigen achtungsvollen Behandlung. Wenn man beobachtet, wie die Mädchen sich unter einander zu duzen anfangen, so geschieht das gewöhnlich bei rührenden herzlichen Gelegenheiten; bei Spazierparthieen u. s. w. Die Männer hingegen fangen nur immer beim Weinrausch an, sich zu duzen! Wenn die Männer beim Weine gegenseitig anstoßen und sagen: „Bruder, Du sollst leben!" so ist dieser Augenblick der letzte, in welchem sie gegenseitig sich höflich, artig und freundschaftlich behandeln. Das sogenannte Schmolliren der Männer ist nichts als die Erlaubniß, die Einer dem Andern gibt, so grob mit ihm zu sein, als er nur immer will.

Wenn sich aber zwei Frauenzimmer duzen, so gehen dabei alle Herzensmaschen auf, und sie wickeln fortan nur einen Gefühlsfaden ab. Ich weiß aber kaum, wie es möglich ist, daß zwei Liebende „Sie“ zu einander sagen können! Es ist mir dann so, als ob jeder Einzelne in dem Andern noch ein paar Personen mit liebte, und ich bin eifersüchtig auf meine imaginären Nebenbuhler! Das ist auf den analeutischen Inseln ein herzlicher Gebrauch: das Mädchen nimmt den Namen des Geliebten, und der Jüngling den Namen der Geliebten an. Ist das nicht poetischer, als Alles, was unsere poetischen Dichter je in Liedern, Madrigalen und Sonetten ausgesonnen und ausgesponnen haben? Das sagt so viel, als Ich bin Du, und Du bist Ich! Wenn ich einen Gegenstand so recht innig und seelenhaft liebe, fällt es mir nicht nur schwer, „Sie“ zu ihr zu sagen, sondern es klingt mir lächerlich, und es scheint mir komisch, zu sagen: „Ach, geben Sie mir einen Kuß!“

Das ist ja eben die Heiligkeit des Wortes „Du“, daß es die ewige Einheit des Gegenstandes und der Anbetung bezeichnen soll. Wenn der Mensch zu sich selber spricht, sagt er „Sie“ zu sich, oder „Du“? Und da der Gegenstand der Liebe unser Ich ist, warum sollen wir „Sie“ zu ihm sagen? —

Theone hatte sich nach und nach daran gewöhnt, mich „Du“ zu nennen, und so erschloß sich auch ihr Wesen immer mehr in Ergießungen der schönsten, edelsten und lautersten Empfindungen, in Aeußerungen der klarsten und weichsten Seele. Sie trug einen Schmerz, einen tiefen, mit

sich herum, den ich nicht kannte. Ein Schleier war über ihn geworfen, den ich zu lüften nicht wagte. So kamen wir der Residenz näher und näher, und an einem schönen Morgen stieg die Spitze des Stephansthurms, wie ein aufgehobener Zeigefinger, vor uns in die Höhe.

„Siehst Du?“ rief ich aus, „das ist der Stephansthurm!“ —

„Ich kenne ihn,“ erwiderte sie, und augenblicklich schien sie es zu bereuen, das gesagt zu haben. Eine ängstliche Ungeduld, eine schwerverholene Peinlichkeit wuchs bei ihr, je näher wir der Residenz kamen. Ich schwieg und beobachtete sie im Stillen. Als wir in die Ringmauer der Stadt einfuhren, legte sie die zur Faust eingezogene Hand wie zum Drucke auf das Herz, als wollte sie da drinnen etwas beschwichtigen und sich selbst etwas angeloben. Dabei zuckte der rechte Lippenwinkel heftiger und schmerzlicher als je zusammen. Im Mauthhause stiegen wir nach einer dreizehntägigen Fahrt endlich ab, um nicht wieder einzusteigen.

Als unsere Sachen untersucht wurden, sah mich Theone an, und sprach nach einem sichtbaren langen Nachdenken und Kampf: „Nie werde ich es vergessen, wie Sie auf dieser langen Fahrt so edel und fein, so sorgsam und zuvorkommend, und dabei so zart und schonungsvoll eine Ihnen unbekannte Reisegefährtin behandelt haben. Wenn Ihr Name kein Geheimniß ist, so schreiben Sie ihn sammt Ihrer Wohnung hier in meine Brieftasche ein. Dafür erbitte ich mir auch Ihre Brieftasche, um einige Worte

hineinzuschreiben; allein Sie müssen mir versprechen, sie nicht zu öffnen, bis Sie in Ihrer Wohnung sind."

Ich gab ihr das Versprechen, und die Brieftasche, indem ich zugleich in ihre Brieftasche mein Absteigequartier: „Die ungarische Krone in der Schulengasse", einschrieb.

Nachdem sie einige Zeilen eingeschrieben, gab sie mir die Brieftasche zurück, sah mich noch ein Mal recht herzlich, durchdringend und wehmüthig an, und reichte mir die Hand. Ich küßte sie mit einer innern wahrhaftigen Wehmuth, wir sprachen Beide kein Wort und trennten uns. Ich ließ meine Reisesachen eilfertig zusammenwerfen, um nur ja recht bald in „die ungarische Krone" zu kommen, und da die enträthselnden Zeilen zu lesen.

Ich war kaum im Gasthause auf meinem Zimmer, als ich hastig meine Brieftasche öffnete, um die von Theonen eingeschriebenen Zeilen zu lesen. Ich las:

„Schelten Sie mich nicht undankbar, nicht mißtrauisch, wenn ich Ihnen meinen Namen für immer verschweige. Eine höhere Macht hat ein undurchdringliches Dunkel über mich und über meinen Schmerz geworfen. Forschen Sie nicht nach, denn es ist eben mein Weh, daß es den Berührenden versteinert. Forschen Sie mir nicht nach, es wäre doch vergebens. Leben Sie wohl, auf ewig! Theone." — Ich machte mir selbst Vorwürfe, nicht sogleich vom Mauthhause der Unbekannten heimlich nachgegangen zu sein. Ich war unmuthig und verdrießlich, doch nahm ich mir vor, sie auszuspähen.

Ich war Monate lang in Wien gewesen, ich forschte ohne Unterlaß nach meiner Unbekannten. Ich durchzog zu jeder Tages- und Abendzeit alle besuchten und unbesuchten Plätze der ausgedehnten Stadt. Ich besuchte Theater, Concerte, Bälle, Gärten, Bäder, den Prater, den Augarten, die Umgebungen Wiens, Baden u. s. w. Ueberall forschte ich nach Theonen, jedem blassen Gesichte, jeder dunklen Haarlocke zog ich nach, doch nie und nirgend entdeckte ich eine Spur von ihr. Vergebens hatte ich alle meine Freunde und Bekannte in Bewegung gesetzt, keiner von ihnen wollte je ein weibliches Wesen nach meiner Schilderung gesehen haben.

Wohl hundertmal überlas ich die räthselhaften Zeilen in meiner Brieftasche und erschöpfte mich in Muthmaßungen und Gedanken über diese geheimnißvolle Erscheinung und ihr dunkles Geschick; die Zeit, Berufsgeschäfte, der Wirbel der großen Residenz, endlich eine eigene Herzensangelegenheit ließen die Begebenheit und die Unbekannte in den Hintergrund meines Gedächtnisses treten; ich legte die verhängnißvolle Brieftasche in ein geheimes Schiebfach meines Schreibpultes, und erinnerte mich nur selten mehr der sonderbaren Begebenheit.

Der Mühlbrunnen war heute außerordentlich besucht; fast alle Badegäste Karlsbads drängten sich an einander; man trank und lachte, schwatzte, trat zusammen in größern

und kleinern Kreisen, oder ging auch zu Zweien in den Seitengängen auf und nieder. „Willst Du nicht einen Ausflug mit mir nach dem Dreikreuzberg machen?“ fragte mich der junge Z., ein Maler aus Berlin, der in einem Hause mit mir wohnte.

„Vom Herzen gern!“ erwiderte ich, und wir zogen sogleich durch die lange Straße, die schöne Wiese hinab.

Unter mancherlei Gesprächen waren wir über den Tepel-Fluß gekommen, und hatten langsam den Dreikreuzberg bestiegen. Eine malerische Aussicht nach dem Berglande um Karlsbad macht diesen Punkt höchst interessant. Das Erzgebirge liegt lang und fern ausgestreckt da. Leichte Nebel und Wölkchen liefen wie anfliegende düstere Gedanken über die Stirne der Felsen hin, und ein leiser Wind spielte mit den Wälderlocken am Scheitel derselben. In den Ebenen spielten schöne Buchen- und Fichtenwälder ihr gefächertes Grün wie Jaspisteppiche durch die Thäler, und ein feierliches Schweigen zog durch die Tiefen, gleichsam als lägen die Wälder im stillen Gebet. Wir standen und gingen lange schweigend neben einander her, wie denn zuweilen zwei Freunde oder zwei Freundinnen sehr lange ganz still mit einander zusammen gehen, und sich doch in Gedanken besprechen und ihre Gefühle austauschen. Ein Jedes weiß es vom Andern, daß es jetzt nicht sprechen kann und auch nicht angesprochen sein mag, und dennoch sind sie gern zusammen und theilen sich ihr Schweigen mit.

So zogen wir denkend-schweigend und schweigend-fühlend um die Spitze des Dreikreuzberges herum, und

gelangten um einen Vorsprung, der uns eine neue Ansicht eröffnete. Als wir herumkamen, gewahrten wir zwei weibliche Wesen, die mit dem Rücken zu uns gekehrt, auf einem Steinabhange saßen. Die eine, dem Ansehen nach ältliche Dame, schien der andern jüngern aus einem Buche vorzulesen; diese saß, den Ellenbogen auf das Knie, und das Haupt auf die Hand gestützt, in nachdenkender Stellung da. Ein großer Karlsbader Sonnenhut bedeckte ihr Haupt. Ich wollte zurück, um die Damen nicht zu stören; allein der wilde Z. zog mich vorwärts, indem er meinte, „der lieben Schönheit weich' nicht aus, findest Du sie auf dem Wege." Wir schritten also rasch hinan; von dem Geräusche aufmerksam gemacht, blickte die Junge um, es war — Theone.

„Theone!" rief ich in meiner gränzenlosen Ueberraschung aus; die beiden Damen erhoben sich, Theone war sichtlich ergriffen, ein leises Beben der Hand, mit welcher sie die ältere Dame vom Rasenplatze in die Höhe zog, hatte sich in eine unverläugbare Schwermuth umgewandelt. Der rechte Lippenwinkel zuckte häufiger und heftiger zusammen, und der Blick glühte dunkler durch die langen Wimpern hervor. Sie hatte sich indessen gesammelt, und stellte mich der Dame vor, mit den Worten: „Mein Reisegefährte, von dem ich Ihnen erzählte!"

Die Dame, eine hohe Gestalt, eben in den Vierzigen, mit einer ausdrucksvollen, aber lieblosen Physiognomie, wurde mir als ihre Tante vorgestellt. Mein Freund Z. bot der Tante den Arm an, und ich blieb mit Theonen einige Schritte zurück. Sie war sehr erschüttert. Ich überließ

mich der Hoffnung, nun in Karlsbad wieder einige Zeit mit ihr zuzubringen, und endlich ihren Namen und ihre Schicksale zu erfahren. Schweigend und schmerzlich schüttelte sie verneinend den Kopf.

„Lassen Sie mich den dunklen Weg des Lebens allein gehen; jedes hineinfallende Licht würde nur die Gräßlichkeit desselben mir noch greller zeigen. Ich bin nicht in Karlsbad. Wenn es Sie beruhigen kann, so nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten habe."

Vergebens bot ich alle meine Beredsamkeit, alle Versicherungen, die Freundschaft und Innigkeit nur eingeben können, auf, um etwas Näheres von dieser wundersamen Erscheinung zu erfahren.

Die ältere Dame sah sich alle drei Schritte, ängstlich forschend und lauernd, nach uns um, und jedesmal fühlte ich Theonens Arm in dem meinen zittern, wenn dieses geschah. So waren wir den Berg hinabgekommen, an den Eingang der Birkenwaldung, die unten sich im Thale ausdehnte.

Ein leichter Wagen, rasch bespannt, stand da, ein Diener im grauen Ueberrocke stand am Kutschenschlage. „Hier trennen wir uns noch einmal, ich wünschte, für ewig!" sagte Theone, sah mich noch einmal schmerzlich lächelnd an, und stieg ein. Die Aeltere lauerte auf jedes Wort, auf jede leise Bewegung, und stieg nach ihr in den Wagen, der nun schnell in die Krümmungen des Waldwegs einbog und uns entschwand.

Der Maler Z. neckte mich lange mit dem räthselhaften blassen Liebchen, wie er es nannte; und lange noch konnte ich mich einer düstern Stimmung nicht erwehren, bis ein paar Jahre wieder die ganze Begebenheit in den Hintergrund setzten.

Die Ostsee trug das Dampfboot wie spielend auf ihrem Rücken, wir standen auf dem Verdecke, und freueten uns des schönen Tages, der heitern See, der glücklichen Fahrt.

Das Ziel meiner Reise, das Seebad Travemünde, war nicht mehr fern, und schon nahm ich von meinen Reisegefährten Abschied, denn das Dampfboot legt nur in Travemünde an, um da die Passagiere für Kopenhagen mitzunehmen, und segelt nach wenigen Stunden wieder ab.

Alle Badegäste Travemünde's standen am Ufer, um das Dampfschiff ankommen zu sehen. Ich sprang ungeduldig über das Bret hinunter und flog gerade einem Berliner Freunde in den Arm. „Das ist ja himmlisch," sagte er mit allem Berliner Accent, „daß Sie gerade heute, gerade jetzt kommen!"

„Warum denn?" fragte ich.

„Das wird Sie himmlisch amüsiren, so eben ist Deklamatorium im großen Kursaale, und die himmlische S** aus Breslau trägt mehrere Gedichte von Ihnen vor, nein, das ist himmlisch!"

Ich fand eben nichts Himmlisches daran, weder an Dlle. S** noch an meinen Gedichten; indessen die Curiosität, die liebe Eitelkeit und das Drängen meines Freundes bestimmten mich, sogleich ins Concert zu gehen, so gern ich noch die Abfahrt des Schiffes mit angesehen hätte.

Im Concertsaale fand ich schon einen Theil des Badepublikums versammelt, um der Herrlichkeit zu warten, die da kommen sollte. Ich sah meinen Namen dreimal auf dem Concertzettel, und wurde um einen Zoll höher! Ich drängte mich seitwärts bis nahe an die Erhöhung hin, worauf heute noch die oder der Kunst geopfert werden sollte. Nach einigen leidlichen Musik- und Gesangstücken kam die himmlische S**, und begann zu deklamiren; mein Berliner drückte mir fast den Arm wund, so entzückt war er. Nach dem ersten Stückchen, welches sich eines gnädigen Beifalls zu erfreuen hatte, schickte die himmlische S** ihre Blicke wie ein Gendarmerie-Piquet umher, und als sie mich erblickte, wäre sie bald roth geworden.

Mehrere von den Bade-Damen traten auf sie zu, und ich bemerkte sogleich, daß sie mich, nicht nur Staubgebornen, sondern jetzt auch Staubbedeckten, als den Verfasser jener „himmlischen“ Gedichte bezeichnete. Ich schlug züchtig meine Augen nieder und zog meinen Freund aus dem Saale. So eben erscholl der erste Kanonenschuß, ein Zeichen, daß das Dampfboot nun bald absegelt. Ich schritt schnell hinan ans Ufer. Noch ein Kanonenschuß, der zweite; beim dritten stößt das Schiff vom Ufer. Ich verdoppelte meine Schritte, steh' am Brete, welches die Einsteigenden

hinunter trägt, da nahen sich zwei Damen, ich sehe sie an, es ist Theone und ihre Begleiterin! —

Theone fuhr zusammen und schwankte, ich reichte ihr mechanisch den Arm, und leitete sie hinüber; kein Wort vermochten wir zu reden: sie stieg mit ihrer Begleiterin aufs Verdeck —, der dritte Kanonenschuß erscholl, das Schiff stieß vom Ufer ab, ich stand versteinert da, und sah nur noch das Wehen ihres weißen Taschentuches aus der Ferne.

Vergebens forschte ich dann in Travemünde, kein Mensch wußte etwas von ihnen. Blos der Kellner in der „Stadt Rostock“ sagte mir, es wären heute zwei Damen nach meiner Beschreibung aus Lübek angekommen, aber sonst konnte er mir nichts sagen.

Lange blieb der traurige Eindruck, den Theone bei ihrem Einsteigen in das Dampfschiff auf mich machte, in meiner Brust zurück. Bleicher als je sah ihr Gesicht, in dem Blicke lag ein erlöschendes Feuer, und ihre Züge schienen etwas ungewöhnlich Leidendes und Schmerzliches zu verrathen. Ich hatte nachher in Lübek und Hamburg auch vergebens nach den beiden Damen geforscht, und ich hegte noch immer die Hoffnung, daß der Zufall mich noch einmal mit ihr zusammenführen werde.

Ich hatte in „Stubenkammer“ das seltne und entzückende Schauspiel genossen, die Sonne an einem Morgen zweimal aufgehen zu sehen, und meine Brust war noch so

ganz voll von dieser erhabenen und erhebenden Scene. Wer je die Insel Rügen besucht, versäume ja nicht, sich diesen Genuß zu verschaffen, der freilich selten zu erhaschen ist, indem man von dem allerschönsten, wolkenlosesten Morgenhimmel begünstigt sein muß, und weil man sodann auch mit mühevoller Schnelligkeit die hohe Kreidewand, von dem sogenannten König=Stuhl hinab, an das Seeufer klettern muß. Dann hat man oben schon einmal in dem rosigen Morgenstrahl gebadet, die erwachende Natur begrüßt, die leuchtenden Baumwipfel glänzen gesehen, und die Sonne betrachtet, wie sie gleich einer erröthenden jungen Frau aus dem hochzeitlichen Morgengezelt aus dem Schooße der Ostsee aufsteigt, und dieses ihr Gliederbad mit verschämtem Blick übergoldet; und nun steht man wieder tief unten in Dämmerung und nächtlicher Ruhe, nur hoch über uns glühen die Bergesspitzen wie Weihrauch=Kerzen, und die obere Atmosphäre ist musivisch entbrannt; über der See aber liegt noch ein ziehendes Dunkel, bis die Sonne uns zum zweiten Mal emporsteigt, und die See auflodert, und die streifenden Möven ihre Flügel in die Fluthen tauchen, als wollten sie sie vergolden, und von den weißen Kreidefelsen springen die Strahlen in die flammenden Wogen zurück.

Ich stieg hinab, brachte noch ein Stündchen in dem höchst schwermüthigen Haine der Hertha zu, und fuhr sodann nach Altenkirchen. In diesem reizenden, patriarchalischem Dörfchen hatte Kosegarten gelebt, und ich betrat mit freundlicher Erinnerung die Stätte, wo seine gemüthliche Muse gewaltet hatte. In der kleinen, ganz

unansehnlichen Kirche fand ich ein Wandgemälde, dessen Malerei erbärmlich war, und das gewiß von keinem wandernden Kunst- und Natur-Brandschatzer noch eines Blickes beachtet wurde. Auf mich aber machte das, was es enthielt, einen hohen, wohlthätigen Eindruck, denn schwerlich kann man was Einfacheres, Frommeres und Sinnigeres sehen als dieses schlechtgeschmierte Bild. Es stellt nämlich zwei ineinandergeschlungene Psalter vor; auf der einen spielt eine aus den Wolken herausgehende Hand, und unten befinden sich die Worte:

„So sind der echten Christen Herzen,
Wenn eines, angeregt von Schmerzen,
In Klag' und Weheruf verhallt,
Das andere in Mitgefühl erschallt."

Geht hin, ihr Maler und Poeten, Schnörkler und Versler unserer Zeit, und erfindet etwas, das heiliger, zarter und christlicher ersonnen ist! — Von der Kirche führte mich der freundliche Küster, ein zuthunlicher sanfter Greis von munterm Wesen, auf den Kirchhof, und zeigte mir einige interessante Grabhügel.

Ein noch junges Grab lag an der Mauer, ein einfaches Holzkreuz war darauf gepflanzt; zufällig warf ich meine Blicke im Umwenden darauf, und las: — „Theone."

Ich stand wie versteinert, es war mir, als spränge in meinem Herzen etwas in Stücken. Der Küster gewahrte, wie mich dieses Grab ergriffen hatte, und fragte: „Ist Ihnen dieser Name bekannt?"

Er erzählte mir darauf, wie vor ungefähr einem halben Jahre ein Frauenzimmer (ich erkannte sogleich, daß sie es war) nach Altenkirchen kam, und angeblich von der Natur der Insel angezogen, sich allda einige Zeit aufhalten wollte. Sie blieb da, lebte für sich, besuchte die Kirche und den Kirchhof, las und schrieb in letzter Zeit fleißig. Man sah, daß sie litt, und bald blieb dem Küster kein Zweifel, daß sie bald sterben werde. Sie selbst wurde nur heiterer bei dem Gedanken, und verschied sanft, nachdem sie dem Küster noch einige Papiere gegeben, die ihre Lebensgeschichte enthielten, und die er, ihrem Auftrage gemäß nach sechs Monaten an mich nach Berlin schicken sollte. Nachdem ich mich bei dem Küster über meine Person legitimirt hatte, übergab er mir die Briefe. Ich setzte mich auf Theonens Grab, und las ihre wundersame Leidensgeschichte, die ich dem Leser einmal unter dem Titel: „Die Verhängnißreiche“ mittheilen werde.

Wahnsinn durch unglückliche Liebe.

Eine wahre Anekdote aus meinem Leben.

Der Polizei-Rath *** in Berlin feierte sein Jubiläum auf eine herzliche und fröhliche Weise. Wir waren bis tief in die Nacht hinein beisammen, sahen tief in die Flasche, und vertieften uns in abenteuerliche Erzählungen, Mord- und Geistergeschichten. Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich Abschied nahm, und der sorgsame Wirth gab mir einen jungen Mann aus der Gesellschaft zur Begleitung mit, weil ich einen langen Weg zu machen hatte.

Ich hatte den jungen Mann früher kaum bemerkt, er aß viel und sprach wenig, und schien auch sonst nicht viel Interesse an allen den schauerlichen Erzählungen zu nehmen. Wir gingen schweigend die lange Königsstraße hinauf, der Mond hing freundlich und klar über uns, und wir schienen Beide nicht Lust zu haben, unsere Stimmung durch Worte laut werden zu lassen. So schritten wir über den Schloßplatz hin nach dem Opernplatz. Dieser lag da im Musivgolde des Mondscheins, wie vergoldet;

die Riesengebäude rechts und links standen wie große Gedanken in schweigendem Ernste, und die Linden sahen mit ihren langgestreckten Schatten wie Riesenschlangen, welche das Haupt in die Luft erheben und den Leib am Boden hinter sich ringeln, zu uns herab. Da standen wir auf der Schloßbrücke, unter welcher die Spree dahinfloß. Wir gingen hart am Geländer hin, da faßte mich mein stummer Begleiter plötzlich beim Arm und preßte die Worte heraus: „Jetzt eben sind es zwei Jahre, daß ich wahnsinnig war!"

Dieser reizende Eingang des Gesprächs, um diese Stunde, an diesem Orte, hatte wenig Anziehendes für mich, ich stutzte, suchte meinen Arm zu befreien, indem ich ihn wenigstens von der fatalen Brücke fortziehen wollte. Allein heftiger packte er mich mit beiden Händen an und schrie: „Jetzt sind es zwei Jahre, und ich fühle eben wieder eine solche Anwandlung!" Dabei leuchteten seine Augen wundersam im matten Mondlichte, und seine Gesichtszüge waren auffallend bewegt.

Ich war in einer peinlichen Lage, mit Gewalt wollte ich mich nicht losreißen, denn dies hätte seinen Zustand noch mehr aufregen können, und mich ihm ganz zu überlassen, schien auch nicht rathsam, denn seine Blicke flogen über das Geländer hinab in die Spree.

„O," sagte ich, „mein Herr! das ist sehr hübsch, daß Sie wahnsinnig geworden sind, ich freue mich, Ihre interessante Bekanntschaft zu machen. Erzählen Sie mir doch die Geschichte ausführlich, die Witterung ist diesem

Unternehmen günstig, wir wollen uns dort auf eine Bank unter den Linden hinsetzen," dabei wollte ich ihn mit fortziehen.

„Nein!" rief er, „hier muß ich Ihnen die gräßliche Geschichte erzählen! Eine unglückliche Liebe hat mich wahnsinnig gemacht!"

Nun fing mich das Ding wirklich zu interessiren an, denn ich war gerade in eine Begebenheit verwickelt, wo mich glückliche Liebe bald wahnsinnig gemacht hätte, und überhaupt höre ich gern von unglücklicher Liebe, denn diese ist die einzige poetische im Leben, jede glückliche aber ist prosaisch wie ein Millionär.

Ich brachte ihn endlich dahin, daß er sich mit mir auf das erhöhte Seiten-Trottoir der Brücke niedersetzte; der Dom leuchtete wie ein Geist durch die Bäume zu uns herüber, und die Schlütter'schen Larven am Zeughause sahen uns an, und aus den geöffneten Visiren quoll das Mondlicht wundersam schauerlich heraus.

Da fing denn mein Begleiter mit leiser Stimme an: „Ich liebte die Tochter des pensionirten Herrn *** mit aller Gluth und Inbrunst der ersten Liebe. Sie erwiederte dieses Gefühl mit aller zärtlichen Innigkeit des jugendlichen Herzens, und wir lebten nur in und für einander. Allein ich hatte keine Aussicht, ihre Hand zu erhalten. Ihr Vater war reich und ich arm! Thränen, Bitten, Drohungen, Beschwörungen, Alles war vergebens! — Unser Unglück war gränzenlos. Da wurde ich dem General W—n empfohlen; durch die Güte dieses edlen Mannes erhielt ich

ein anständiges Amt, und ich konnte meiner Louise ein sorgenfreies Loos anbieten! Wer war froher, wer seliger als ich! Auf den Flügeln der heißen Liebe und Sehnsucht flog ich zu ihr, mit Freudenthränen erzählte ich ihr mein Glück, sie sank hocherröthend, liebeglühend an meine Brust! Wir eilten vereint zu ihrem Vater, sanken ihm zu Füßen, nud er sprach: „Wohlan, ich will Euere Liebe krönen, ich gebe Euch meinen väterlichen Segen!“ Wir bedeckten voll Entzücken seine väterliche Hand mit zärtlichen Küssen. Acht Tage darauf wurden wir vermählt. Von diesem Augenblicke an war mein Leben ein einziger Jammerhauch, sie verbitterte mir jede Stunde, und mein Leiden endete in Anfällen von Wahnsinn. Das sind die traurigen Folgen einer „unglücklichen Liebe!“

Hier schwieg er still, und das Haupt sank auf seine Brust. Wir standen auf und gingen schweigend nach Hause, ich aber merkte mir sehr wohl, was eigentlich unter „unglücklicher Liebe“ zu verstehen ist.

Die Liebe am Hochgericht.

Wer ermißt die Höhen der Liebe? Wer ergründet ihre Tiefen? Wer berechnet ihre Allgewalt? Wer enträthselt ihre Zauberkraft? Wer ahnet ihre Wege? Wer erforschet ihre Züge? Wer erschöpft ihre Eigenthümlichkeit? Wer erklärt ihr Geheimniß? Sie ist sanft wie die häusliche Taube, und wild wie der numidische Löwe; sie ist einfach wie das Vaterunser, und verworren wie das Haar der Verzweiflung; sie ist still, wie die Jungfräulichkeit, und tobend wie das aufgepeitschte Meer; sie ist zaghaft wie das erste Geständniß, und dreist wie die höchste Gefahr; sie ist genügsam wie die züchtige Keuschheit, und unersättlich wie das Gelüste der Augen; sie ist gewährend wie der nieversiegende Quell, und begehrend wie der Gedanke des Forschers; sie ist offen wie die Wege der Allmacht, und geheimnißvoll wie die Spur des Bösen!

Sie liebten sich. In dem ernsten Dunkel des Waldes begegneten sie sich zum ersten Male, ihr Blick fiel in den seinen, und Beider Gegenwart und Zukunft, Glück und Jammer, Leben und Tod war in diesem Augenblicke entschieden.

Ich sah sie im Theater zu P***, sie war lieblich wie die Lilie des Thales, frisch wie die Lippe der Morgenröthe, sanft wie das Lächeln der Kindheit, und schwärmerisch wie der Gedanke an ein ewiges Leben. Sie hieß Rosette.

Ein kleiner Wald trennte den Ort, in welchem sie wohnte, von der Stadt P***, und oft ging sie durch seine ernsten Schatten still und nachdenkend hin. Hier lernte sie ihn durch Zufall kennen, und bald war es kein Zufall mehr, der sie zusammenführte. Er war ein schöner Mann, von ungefähr zweiunddreißig Jahren; seine hohe männliche Gestalt wurde von zwei schwarzen, feuerblitzenden Augen und einer edlen, starkgebogenen Nase beträchtlich gehoben. Ein dunkelgrüner Jagdrock saß fest um die wohlgeformten Glieder, und ein runder Hut bedeckte nur zur Noth die Fülle der schwarzen, dichten Locken. Sie wußten Beide nicht, wie es kam, daß sie sich liebten, als sie es inne wurden, und es sich gestanden. Sie liebte ihn mit Zärtlichkeit und stiller, sanfter Ergebung; er sie mit Heftigkeit und ungestümen Feuer.

Oft schreckte sie in seinen zärtlichsten Umarmungen zusammen, und sah zaghaft in die lodernden Flammenblicke seiner Augen hinauf; oft zuckte er unter ihrem süßesten Kusse schmerzlich auf und sah wild hinein in ihr

frommschauendes Auge. Es war etwas Unheimliches in der Liebe Beider, und dennoch flogen die abstoßenden Pole wieder mächtig zusammen. Oft sah er sie mit finsterglühenden Blicken unverwandt an und umfaßte sie dann plötzlich heftig, als wollte man sie ihm eben gewaltig entreißen; oft sah sie ihm ängstlich flehend ins Antlitz und schmiegte sich bittend an ihn an, gleichsam als wollte er sich auf ewig von ihr trennen; noch öfter traten nach einer zärtlichen Umarmung Beide plötzlich wie entfremdet auseinander, wie zur ewigen Scheidung, sahen mit sich selber kämpfend zu Boden, ein Entschluß arbeitete in Beider Herzen — so standen sie Minuten lange, sahen sich dann wieder an, und flogen einander wieder in die Arme, und schienen in stillen, glühenden Küssen sich selbst beschwichtigen zu wollen.

Sie hatten einander um nichts, als um ihre Namen gefragt, sie hieß Rosette, er Friederich. Sonst vermieden sie sorgfältig jede Erklärung ihrer Verhältnisse und ihres Standes. Es schien, als ob Eines dem Andern gerne jede Erklärung erlasse, um nur selbst keine geben zu dürfen.

So hatte diese stille und seltsame, aber nur desto heftigere Liebe beinahe ein Jahr gedauert. Immer inniger, immer heftiger und auch immer ängstlicher wurde das Wesen beider Liebenden. Sie saßen oft Stunden lange schweigend, trübe neben einander, sahen sich an, umarmten sich, drückten sich heftig ans Herz, und trennten sich schweigend. Eine drückende Geheimnißluft schien schwer

auf dem Himmel dieser Liebe zu liegen. Endlich beschloß Rosette, das Schweigen zu brechen, und mit diesem Entschlusse ging sie ihm entgegen. Allein er kam nicht. Er kam heute nicht, er kam morgen nicht, er kam die ganze Woche nicht, er kam gar nicht mehr. Sie ging täglich hinaus mit neuen Hoffnungen, und kehrte täglich ohne Hoffnung zurück. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich ihrer; kein Zeichen kam von ihm, kein Wink der Liebe. Sie hatte endlich resignirt, und hatte den ewigen Schmerz zum einzigen, geliebtesten Gespielen ihrer Tage gemacht.

Rosette gehörte zu den schmerzlichen Opfern eines grausamen Vorurtheils. Schön, jung, liebenswürdig, sanft, begabt mit einem weichen Herzen und mit einem offenen Sinn, wurde sie von ihren Gespielinnen gemieden, von allen Gesellschaften ausgeschlossen, von den Männern vernachlässigt, denn ihr Vater war — der Scharfrichter in P*** —

Rosette stand allein da im Leben, ihre Mutter war todt. Alle Gefühle der Mittheilung, der Freundschaft, des herzlichen Austausches, der Gedanken und der Worte mußte sie in sich verschließen; wo sie sich hinneigen wollte, wurde sie zurückgewiesen; für Zuvorkommenheit wurde ihr Kälte, für Freundschaft Spott, für Liebe Hohn. Es war also kein Wunder, daß sie sich desto heftiger, desto unzertrennlicher, desto glühender an den Mann anschloß, der zum ersten Male Liebe mit Liebe, Anhänglichkeit mit Treue und Zärtlichkeit erwiederte. Daher war auch ihr Schmerz unermeßlich, als auch dieses Herz ihr entrissen wurde. Es

vergingen einige Monate, und keine Spur ließ sich von ihm sehen noch hören, und ein stehender Gram füllte Rosettens Brust aus.

In P*** war die kleine Zahl der Bewohner in einer ungewöhnlichen Bewegung. Ein lange nicht gesehenes Spektakel sollte wieder endlich einmal vor sich gehen, und das zog viele Fremde aus der Umgegend nach P***.

Der Räuberhauptmann Z.... sollte mit dem Strange hingerichtet werden. Er war lange dem Arme der Gerechtigkeit entgangen. Man erzählte sich viel Sonderbares von ihm und dem Gemische von Entmenschung und Großherzigkeit, welches in seinem Leben sich offenbarte, und er war lange Zeit das Gespräch der öffentlichen Orte, und tausend wahre und erfundene Anekdoten gingen über seine Thaten von Mund zu Mund. Endlich ereilte ihn die strafende Vorsehung, und er wurde gefangen. Nach einem langen verwickelten Justizgange wurde er verurtheilt, durch den Strang vom Leben zum Tode übergeführt zu werden. Nach herkömmlichem Gebrauch wurde er drei Tage früher ausgesetzt, es konnte ihn Jeder sehen, und auf einen Teller eine freundliche Gabe hinlegen. Dieser letzte Beweggrund zog auch Rosette hin. Sie hatte einen tiefen Griff in ihre Sparkasse gemacht, und trug sie in das Gefängniß hin, an das Fenster, wo man das Geld hineinlegen, und den Verbrecher sehen konnte. Sie erhob

die schöne weiße Hand, und schlug den Blick zu Boden; da schlug ein Schrei „Rosette!“ an ihr Ohr, es war ein herzzerreißender und herzbekannter Ton, sie sah auf — der Ausgesetzte war ihr Geliebter. In heftigen Krämpfen fiel sie zu Boden, und erst zu Hause erwachte sie zu einem gräßlichen Leben.

Mit stieren Augen saß sie da, nur ein Gedanke schien sie ausschließlich zu beschäftigen, sie sah unverwandt zu Boden, und zeigte mit dem Zeigefinger der linken Hand zur Erde auf einen einzigen Punkt hin. Morgen Früh um zehn Uhr sollte die furchtbare Exekution Statt finden. Es war Nacht geworden, der Mantel der Finsterniß wickelte sich um die Erde, als wollte er ihr das Auge verhüllen, daß sie nicht zuschaue der Zurüstung zum gräßlichen Werke. Eine tiefe Stille umschloß alle Wesenheit. Rosette durchzog die Finsterniß mit stierem Blick, mit schwanken Schritten. Sie ging hinaus durch die Straßen, durch das Thor, sie ging hinaus zum Kirchhof, und an der Mauer des Kirchhofes fiel sie auf die Knie, und wiederum zeigte sie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den Boden; und sie legte das kalte starre Antlitz auf den Boden hin, und blieb so einige Minuten. Alsdann erhob sie sich und zog ein Messer aus dem Busen, und fing an auf derselben Stelle in die Erde zu graben; und sie grub Stunden lange, und sie grub mit ihren Nägeln und wühlte den Boden auf; und der Schweiß rann ihr über das kalte, marmorne Antlitz, und sie grub mit übermenschlicher Kraft, und holte die Erde mit den

Händen heraus und grub mit erneuerter Anstrengung fort. Sie grub ein Grab für den Geliebten! —

Mit Riesenkräften förderte sie ihr Werk. Das Grab war fertig, und sie selbst stieg hinunter und legte sich in das frische Grab, und nahm das Maß, ob es lang genug seie. Als das Grab fertig war, streute sie die ausgegrabene Erde umher, daß man es nicht merke, und trug noch Reisig und dürres Gezweig näher, um es auf das Grab zu legen und es zu bedecken. Der Morgen schickte sein erstes zartes Roth als seine Vorläuferin der dunklen Ferne zu, als Rosette in das väterliche Haus zurückkam.

Da saß sie und schaute zu Boden, starr und regungslos, mit dem linken Zeigefinger unverrückt zu Boden zeigend. Ohne Bewegung des Schmerzes, ohne Laut der Empfindung, ohne Thräne des Jammers, ohne Klage saß sie da. Als die Glocke Zehn schlug, fuhr sie zusammen, und ein dumpfer Schrei entfuhr ihren Lippen; dann blieb sie wieder den Tag über in derselben Stellung. Als ihr Vater nach Hause kam, fragte er: „Rosette, was ist Dir?“ Sie krümmte sich zusammen und antwortete nicht. So war die eilfte Stunde der Nacht herangekommen. Rosette stand auf, und schloß sachte die Thüre auf, und zog durch die leblosen Straßen hinaus zum Hochgerichte. Die Nacht war schauerlich, der Wind pfiff über die Haide herüber, und der Regen strömte heftig hernieder. Rosette zog durch Wind und Regen hinaus. Die langen, nächtlichen Locken flogen wild um sie her; die offene Brust wurde

vom Regen überströmt, die schönen Augenwimper träuften nicht von Thränen, wohl aber von dem Regenwasser, und ihr Gewand war ganz durchnäßt. Sie empfand nichts, sie zog vorwärts und vorwärts, und trank manchmal die schweren Tropfen, die ihr von der eisigen Wange in die Lippen rannen. Da war sie am Rabensteine, schauerlich sah er durch die düstere Nacht, der Wind spielte mit der Leiche ihres Geliebten, und unheimliches Nachtgevögel umkreisete kreischend die furchtbare Stätte. Rosette empfand nicht Furcht, nicht Grauen, sie kletterte an dem schauerlichen Holze hinauf, und lösete mit unsäglicher Mühe den Körper ihres Geliebten los von dem gräßlichen Bande, bis er zu Boden fiel. Dann stieg sie hinab, und kniete eine Minute lang nieder, und schlug die Hände über ihre Augen, die thränentrocken und regennaß waren, und dunkel brannten und glühten. Sie nimmt ihr seidenes Tuch vom Schwanenhals, schlägt es um das entstellte Antlitz der Leiche, nimmt mit unbegreiflicher Kraft sie auf den Rücken, und zieht mit dieser gräßlichen Last zurück bis an die Mauer des Kirchhofs. Vom gellenden Winde begleitet, vom niederfallenden Regen übergossen, schwankt und gleitet ihr Fuß dennoch nicht; sie hält nicht an; eine übermenschliche, himmlische oder teuflische Stärke lebt in ihr, und sie bringt ihre Beute an das ersehnte Ziel. Hier deckt sie das Grab auf, legt ihren Mantel in die feuchte Grube, senkt den Leichnam des Geliebten hinein, bedeckt das Grab mit Erde, und legt die Zweige und Reiser darüber.

Und sie zieht ein silbernes Kreuzlein darauf zwischen die Reiser hin, und faltet die Hände zum inbrünstigen Gebet. So fand man sie am andern Morgen todt, in knieender Stellung, mit gefalteten Händen, das Antlitz auf das Gezweig vor dem silbernen Kreuzlein gesenkt. —

Wer enträthselt die Zauber der Liebe? Wer kennt die Allmacht ihrer Riesengewalt? Wer ermißt die geheimen Gänge ihrer Leidenschaft? Wer erfaßt die unerforschlichen Regungen ihrer Kräfte? Wer zählt die unendlichen, die tiefen Krümmungen des liebenden Herzens? Wer hört das leise Besprechen der Gefühle? Wer schaut in die Werkstätte der Empfindung? Wer berechnet die tausend und tausend Gestaltungen der Entschlüsse? Wer folgt dem unsichtbaren Geäder der Leidenschaft? Wer nennt und bezeichnet die zahllosen Erzeugungen des Glückes und des Jammers der Liebe?

Sie erzeugt die fröhliche Lust und den drückenden Kummer; sie nährt am mütterlichen Busen Wonne und Verzweiflung; sie wiegt im zärtlichen Arm den stillen Frohsinn und die laute Raserei; sie horcht mit einem Ohre dem Laute der Hoffnung, und mit dem andern dem Schrei der Verzweiflung; sie führt an einer Hand die Resignation der Frömmigkeit, und an der andern die zahnfletschende Gotteslästerung; sie hat eine Thräne für

die Ergebung des Lebens, und eine Zähre für den frevelnden Selbstmord. — O, habt Ehrfurcht vor dem Anblick der Liebe! tretet scheu und gottesfürchtig zur Seite, wo dieses Schauspiel sich euch zeigt! Betet an die Allgewalt der göttlichen Kraft in dem Schauspiel der Liebe, wie ihr sie anbetet in der Erhabenheit des empörten Weltmeeres, wie ihr sie anbetet in dem Zürnen der Elemente, wie ihr sie anbetet in dem Aufleuchten des Gewitterhimmels, wie ihr sie anbetet, wenn des Nordlichtes Farben-Räthsel an dem Himmel flammen, wie ihr sie anbetet in dem Ausbruche der Vulkane, wie ihr sie anbetet beim Aufbeben der nie schwankenden Erde!

Humoristische Vorlesungen.

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr.

Eine humoristische Federzeichnung, vorgelesen im landständischen Saale, zum Besten der durch Brand in Wiener-Neustadt verunglückten Bewohner.

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine theuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber, hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, blos dem Zuge Ihres schönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit, einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt genannt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hilfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen beide gewöhnlich zu spät, und so bin

ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, zum Beispiel der: Ihnen nichts mehr vorzulesen.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsere Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hilfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsere Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritt er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazu kommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten, aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der

Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen; so hat sie zwei curios zusammengewachsene Wortkinder: „geistreich" und „armselig", welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: „geistarm" und „reichselig". — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete, bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch ein Ehepaar! Die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist

der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen; so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie los werden sollen; ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: „Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!“ Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit, kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen, immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, das heißt: wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann; nur so lange man ledig, ist man Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Karakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe" selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein Ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Gemahl: Geist, auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin: Zeit, kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksale kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel an hat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; wenn sie

auch auf flüchtigen Sohlen dahinlauft, führt sie einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: „der Zeitgeist herrscht vor!" so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will blos herrschen, unser Geist ist weder herrsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist blos durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allem dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rhachitisch und so scrophulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der echte, braucht keine besondere Zeit. Der echte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Parteigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit.

Dieser Parteigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter Fausthandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir zum Beispiel eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserem Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft, und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, Niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!" Niemand hingegen sagt, entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist; Tausend Menschen sagen: „Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!" Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit

sich bringt, zu gehen, kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüßig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu sein. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist blos ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein jemehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heirathen, die Frauen kann man füglich ihre Taschen-Frauen heißen. Denn wenn jetzt unsere

Männer heirathen, so sagen sie nicht: „Ich heirathe ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“ sondern sie sagen: „Ich heirathe hübsche, brave, tugendhafte zwanzigtausend Gulden, sie haben auch etwas Mädchen.“ Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt, die Modefräuleins das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen hat, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaften, edlen Frauen, das sind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüths himmelhoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit, und stimmen uns selbst höher, heiliger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird, welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht

unserem Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig ohne vor- und nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deshalb wenn man jetzt so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man sie ein Bischen besitzt, laufen sie Einem ab!

Worin liegt alles das? In unserm Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig und nie der Geist so unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittig einfachen Weiblichkeit bei ihnen so ganz verflüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schönste Altar in der menschlichen Brust, der Altar, auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den äußern Tempeldienst dieser

Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Sittlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben, und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sah. Wahrlich, ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen entflohen, dieses Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenster seiner Ansicht das Leben hinaus färbig ansehen, aber durch diese Fenster hinein zu blicken muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finster sein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt, aber keine Menschen; wir besäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern, und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen; unsere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küßen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen; wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnarchen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden wir

die Schöpfung beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern. Die Natur der Männer besteht darin, die Frauen zu suchen, ihr Glück darinnen, sie zu lieben, aber ihre Größe besteht nur darin, sie zu achten. Im Buche des Lebens sind die Männer die langen und starken Kapitel, aber die Frauen sind die Mottos zu diesen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geist und mehr Gemüth liegt, als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei diesem Lebensbuche besteht nur darin, daß das Motto und sein Kapitel nicht immer zusammenpassen, und manchmal geht so ein Motto durchs ganze Leben und sucht sich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzenskammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen sein — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten, wollen sie die Frauen gewinnen, große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden.

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt, zuerst nimmt es Briefe an, dann Packete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Packet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur recommandirt dürfen sie nicht sein, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten recommandirt, die recommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe des Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmerherzen vor, wie die neuen Fässer, sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz einmal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt sie dieses Herz dann mit einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wieder nehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; so wie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen, als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen Alles nehmen, sie haben nicht sowohl zu wenig Zeit, um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist, um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit

der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Geselligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist der Gesellschaften, denn es geht mit dem Geist der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern, Jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftsgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wange roth und nicht eine erröthet. Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreishauptmann, der Kreis kreist furchtbar und gebiert eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten

Zeug. Es gibt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück gibt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidrähtiger Stoff, und zweidrähtige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dem Menschen gesund, Weinen ist der Menschheit gesund, Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigen Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere, hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim; denn wie manche edle Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu schätzen und zu benützen, dem Glücklichen ist die Zeit nur

ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besondern kleinen Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unstern über seinem Haupte; manche Rose, die das Weib Morgens vor ihr Herz steckt, steckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das ist der Triumph der Menschlichkeit im Menschen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmesser alle Herzensrinden abschält, und ihre reinen Herzen zusammenklingen in einen Seufzer, und zusammenfließen in eine Thräne, und zusammenschmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesstadt des Mitleids in der menschlichen Brust aus ihrer Asche immer wieder neu ersteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menschen alle Wunden, welche das Schicksal schlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majestätischen Stirne der Menschheit prangen. Wie man bei einem Stuwer'schen Feuerwerk sicher auf Regen rechnen kann, so kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schicksals auf einen nachregnenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu versiegen, der Geist weiß sie nur zu unterdrücken und nur das Herz allein vermag sie zu trocknen. Darum ist unserm Zeitgeist zuweilen ein großes Unglück noth, um zu erfahren, ob wir aus dem Conflikte der gothischen Zeit und des modernen Geistes noch unser altdeutsches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieses

altdeutsche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und edelste Menschenliebe vom segensreichsten Throne aus mit ihren reinsten und lautersten Strahlen ausgehen; wo in Palästen und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offene Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweisen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit nassen Augen zu meiner trocknen Vorlesung kamen; beweist mir dieser Saal, der fast eben so voll ist, als meine Vorlesungen leer! Und eben Ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geist, der Ihnen blos die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie selbst vertrieben hat; und daß ich also blos meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen: dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorlesung, aber dagegen auf der andern Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man schließen, das ist ein guter Schluß, mit diesem Schluß schließe ich meine Vorlesung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme mit einschließe. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie

hier verloren haben, die Menschheit ist der redliche Finder, für den Sie verloren haben; lassen Sie sich aber auch den Geist nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt sich kein Geist sehen und Sie werden ganz richtig von mir sagen können: daß er keinen Geist entwickelte, das liegt am Tage! Es ist mein Trost, daß Sie von hier zu Tische gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menschen sind scharfe Kritiker, die essenden Menschen sind sehr nachsichtige Recensenten; obschon sie Alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, so verschlucken sie doch so Manches.

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch einmal meinen innigen Dank, ich habe das Bewußtsein, daß Sie das schöne Gefühl mitnehmen, einen guten Zweck befördert zu haben.

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern,
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerschmettern,
Der Himmel nicht mehr schwarz und finster schmollt;
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröstend niederrollt;
Es zieh'n des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge ist den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Mensch mit Menschen umgegangen,
So wird der Mensch vom Himmel einst empfangen.

Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile,
oder:
Die Kunst, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile sind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tirannisch, das Leben nach einer Constitution, und die Langeweile regiert am populärsten. Wenn die Leser nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieses zu lesen, so werden sie Leben, Liebe und Langeweile auf Einmal empfinden.

Was ist das Leben? Das Leben ist jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menschen gestorben sind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden. —

Was ist die Liebe? Die Liebe ist ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, sie ist ein Nichts, welches Alles ist, ein Alles, welches Nichts ist, und jenes Nichts, welches für die Augen gut ist! —

Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist der Advokat, der die kürzesten Gesichter in die Länge zieht; die Langeweile ist der Einsiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert! —

Was ist das Leben? Das Leben ist jenes Kraut, das für den Tod gewachsen ist. — Was ist die Liebe? Die Liebe ist die Uebersetzung des Ueberirdischen ins Irdische; früher hat man genau übersetzt, jetzt wird dieses Ueberirdische blos frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzigen Uebersetzungen das Wort „getreu“ hinweg. — Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist nichts als ein gesellschaftlicher Beweis unserer Nächstenliebe; die Langeweile ist dasjenige räthselhafte Geschäft, das Einer allein viel besser machen kann, als Viele zusammen; die Langeweile ist jenes Ding, worüber kein Mensch etwas zu sagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt!

Leider hat das Leben zwei entgegengesetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht schläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, sondern der Weinende auch nicht. Ein großes Unglück ist der eindringendste Zeitvertreib, wer seufzt gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen stehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Liebe, Langeweile! Sehen Sie, es gibt Egoisten, die nur sich selber leben, es gibt Egoisten, die sich selber lieben, aber haben Sie schon Egoisten gesehen, die nur sich selber Langeweile machen? Das Leben ist nur deshalb so kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod schwören kann.

Die Menschen erziehen ihre Kinder, indem sie hauptsächlich auf Lebensart sehen, Niemand lernt seinen Kindern

Liebensart; und doch ist die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Mensch mehrmal im Leben sein, aber wenn er einmal verlebt ist, dann ist es aus. Das ist das Unglück bei unsern Männern, daß sie verliebt, verlebt und verlobt auf Einmal sind! —

Die Langeweile ist älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradiese war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und schlief ein. Der Schlaf aus Langeweile ist ungesund, das hat Adam auch empfunden; während seines Schlafes entstand seine Frau, und da er erwachte, war er verheirathet.

Bei dieser Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug dafür danken, daß er es in seiner höchsten Güte und Weisheit so eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde. Stellen Sie sich vor, meine freundlichen Leser, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geschaffen worden wären. Unser ganzes Leben wäre ein einziger Rippenstoß!

Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunst, das menschliche Lieben zu verlängern? Man kann sich sein Leben versichern lassen, wer versichert uns aber unser Lieben? Im Gegentheil, die Lebensversicherungen sind gerade das Gegentheil von den Feuerversicherungen, es gibt Leute, welche wähnen, es habe nie so viel Feuer gegeben, als seitdem die Feuerversicherungen aufgekommen,

und es habe nie weniger Liebe gegeben, als seitdem die Lebensversicherungen nöthig sind.

Das Leben ist ein fliegender Sommer mit Sonnenschein und Donnerschlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüte, Frucht und Verwesung; die Liebe ist ein fliegender Frühling voll Morgenröthe und Lerchenklängen und Blumendüften; aber unseren jetzigen Männern ist die Liebe kein fliegender Frühling, sondern der Alte-Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile ist der ziehende Winter, der uns die kürzesten Sommerabende zu den längsten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böse Frauen gibt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Gesellschaft, um sich nicht zu langweilen, das geschieht auch, man langweilt sich nicht, sondern den Andern. Es ist ein Picknick von Langeweile, Jeder bringt seine Schüssel Langeweile mit, und sie wird sodann durcheinander verzehrt. Eine gute Gesellschaft muß wie ein gutes Fernrohr zusammengesetzt sein aus flachen und aus erhabenen Gläsern, die meisten jetzigen Gesellschaften sind blos aus vollen Gläsern zusammengesetzt. All unser bonton und bonsens beschränkt sich auf bon jour! Seitdem die Langeweile sich verheirathet hat an den Jour-fix, wird man sich bald nicht anders grüßen, als: „bon jour fix!“ Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist! Unsere Abende sind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile ist auch ernster und klüger geworden, sie will etwas Fixes haben. Es ist jetzt

in vielen deutschen Hauptstädten Sitte geworden, blos „Männer=Jour-fix“ zu haben, weil sie von Kopf bis Fuß in ihrem Elemente sind, das heißt: vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich sind unter den Menschen die leersten Köpfe die vollsten — von sich selbst, in einem solchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo so viele heiße Köpfe sind, da sollen auch keine Frauenzimmer sein. Wenn das Kopfgeld noch existirte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: „mein Kopf thut mir weh,“ kein Mensch sagt: „mein Geld thut mir weh!“ und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt: Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldstücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfstücke aus. Es gibt Geld=händlerhäuser, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber man bekommt nirgends einen Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: „ich habe gerade kein Geld bei mir,“ aber Niemand sagt: „ich habe gerade keinen Kopf bei mir.“ Baarkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Baargeld ist der beste Ton.

Außer diesem besten Ton gibt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unsern Jour-fix ist eigentlich ein Bariton, er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Bestreben unserer Männer, sich von der weiblichen Gesellschaft zu befreien, zeigt von ihrer Geistes-Rohheit und Sitten-Niedrigkeit. Sie finden sich in Frauengesellschaft deshalb so ungemein genirt, weil sie ohne Frauengesellschaft ungenirt gemein sind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man lustig sein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug, aber nicht geistreich; in Gesellschaft, aber nicht gesellig.

Die Geselligkeit ist wie das Leben; im menschlichen Leben ist der Mann blos der Zähler, das Weib ist der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtstück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenstück, wo jede Härte zur Rose, und jeder Dorn zur Knospe wird. Im Buche des Lebens sind die Männer blos in der Rechtschreibung zuvor, in der Rechtlesung sind die Frauen Meisterinnen; sie verstehen seine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüthe liegt der Schlüssel zu den eleusinischen Geheimnissen des Lebens, zur Liebe. Die Männer sind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen sind die Blüten; Früchte müssen anderes Wetter haben, und Blüten auch; darum hat das Schicksal für die Männer seine Stürme und Donnerschläge, aber für die Frauen seinen Morgenthau und seine Abendlüfte, seine Maifrische und seine Mittagsweste. Darum gibt es, wo sich die Männer mit Frauen

vermählen, zweierlei Wetter, auf der einen Seite Trockenheit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es ist nur ein Glück, daß es selten einschlägt.

Die Liebe kam erst zu den Männern, und jeder kleidete sie in seine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menschenliebe, aber der Liebe war diese Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem nassen Auge und mit einer sehnenden Seele, und über die in lieblicher Geschämigkeit entbrannte Lippe floß das geschmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöset von ihrer Gefangenschaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menschliche Geschlecht, und machte das Herz des Weibes männlicher, und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man so recht liebt, den nennt man: mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann sagte einmal zu seiner Frau: „Du bist mein einzig Leben; aber mein Leben ist mir zur Last!“ Das Leben an und für sich hat keinen In- und Anwerth, es ist blos unschätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt, jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Langeweile. Als die Leute noch neunhundert und tausend Jahre alt wurden, da liebten sie sich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das scheint uns kaum glaublich. Es ist schade,

daß das nicht mehr ist, welch' eine schöne Zeit wäre das für die Romanenschriftstellerei gewesen. Bei unserm Leben müssen sich die Heldinnen dieser Romane im dritten Band heirathen, oder die Verfasserin muß sich selbst ermorden; aber wenn die „Gabriele" und die „Tante" der Frau von Schoppenhauer eine zweihundertjährige Liebschaft gehabt hätten, hätten sie zu einigen hundert Bänden anwachsen können, und die Langeweile wäre eben so lange, als ihre Liebe und ihr Leben gewesen.

Unsere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch so gut mit ihrer Liebe fahren, so haben sie auf der Liebesfahrt doch wie ein vorsichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe, aufgeschnallt, für den Fall, daß etwas brechen sollte. Die Liebe ist bei ihnen ein Rausch, sie sehen gern doppelt, wenn sie auch einen schon im Herzen haben, haben sie doch noch einen im Auge, und nicht selten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein sie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie schwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod gehet ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe, noch Schein der Liebe, sondern blos die lieben Schein', dieser Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unsere Männer heirathen blos nach dem Schein, so ist das blos schein=baar gemeint. Die Mädchen sind übler daran wie die Knaben, ein Knabe läuft oft schon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigsten noch sitzt. Ueberhaupt sind die Mädchen in

allen Situationen leicht zu necken. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie Einer sitzen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, Jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, Jemand hat sie fahren lassen. Unsere Männer wieder betreiben blos ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Aktien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenstand ins Angesicht, sondern um ihm in die Tasche zu schauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beschlossen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich selbst folgendermaßen als Heiraths-Candidat in die Zeitung gesetzt.

Heirathsantrag.

„Ein Gutsbesitzer in Wien, das heißt: ein Mann, der das Gut besitzt, noch ledig zu sein, sucht eine Frau, um die Ruhe seiner Tage zu beschließen. Er ist nicht mehr so jung, um noch am Podagra zu leiden, er ist auch nicht so alt, um die Gurli zu spielen. Er ist weder so schön, um außerordentlich dumm sein zu können, noch ist er so häßlich, um nicht zu der schönen Welt gehören zu können. Von Karakter ist er nicht so boshaft, um seiner Frau kein schönes Stubenmädchen zu erlauben, noch ist er so gut,

um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskost bei sich zu sehen, denn bei einer solchen Hausmannskost kostet der Mann nicht blos das Haus, sondern es kostet dem Haus auch seinen Mann. Dieser ledige Mann also, zwischen 16 und 62 Jahren, sucht eine Frau, der redliche Finder wird bestraft. Er sieht nicht sowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant ist, so darf sie sonst noch so viel Schmuck besitzen als sie will. Wenn sie schön ist, so macht er sich nichts daraus, wenn sie auch jung und reizend ist, wenn sie nur sanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserlesene Bildung hat, so verzichtet er gerne auf sonstige Leberflecke und Sommersprossen. Ist sie fröhlich und munter, so schadet es auch nichts, wenn sie schlank und schön gebaut ist, und wenn sie nur häuslich und sparsam sein kann, so macht er sich nichts daraus, wenn sie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Personen, welche schweigen können, belieben sich an ihn zu wenden, er ist zu treffen auf dem Kreuzwege zwischen Junggesellenstand und Ehe, wo sich die Straßen theilen, und die eine weit abführt ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, so wird jetzt im Leben und in der Liebe Alles profanirt, Alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt sie ordentlich professionsmäßig. Was sind unsere Gesellschaften anders, als daß man zusammenkommt und Langeweile zupft, aus einem großen Stück Langeweil-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um sie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seitdem das Conversations-Lexikon

erschienen ist, hat sich alle Conversation in das Lexikon hineingezogen. Zu sprechen versteht man gar nicht, man kann nur schweigen oder plaudern. Die Frauen spielen oder tanzen, das sind die Vakanzen der Zungen; die jetzigen Männer können auch schon deshalb nicht sprechen, weil sie stets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unsern Gesellschaften sind die bestellten Wecker, welche die Gesellschaft aufwecken müssen, die sogenannten „guten Gesellschafter"; die Aufsatz-Menschen, die man so in eine Gesellschaft hinstellt und ihre Stückchen abspielen läßt. Es ist schon ein großes Unglück um die witzigen Köpfe; aber das Schrecklichste der Schrecken das sind die witzigen Tröpfe! Die Cholera- und der Witz-Morbus sind gräßliche Dinge! Das sind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verschwendet, und nur die geistreichen waren witzig, jetzt verschwenden alle armen Schlucker und jeder dumme Kerl ist witzig und humoristisch. Früher, wenn Einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statist zum Theater, jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt, geht er unter die Humoristen.

Seit der neuen Einrichtung mit der Post ist es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Comptoiristen gehen so früh von der Schreibstube! Es ist mit dem Witz wie mit dem Geld, wer viel besitzt, gibt gerade so viel aus, als er nöthig hat; wer gar keines hat, der klappert mit dem Bischen, das er sich ausgeliehen hat. Jene Humoristen sind nur manchmal witzig aus Bosheit; das

ist nichts, man muß nur zuweilen boshaft sein aus Witz. Das Leben ist eine Olive, man muß es mit der scharfen Presse angreifen, wenn es uns sein mildes Oel geben soll. Die Menschen begreifen gar nicht, wie sehr gut man sein muß, um recht boshaft sein zu können! Nur der brennende, sengende Frost-Reif füllt und zeitigt die süße Beere. Die Menschen kennen nur die Contraste des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menschen kennen höchstens die Manieren des Lebens und der Liebe, sie leben und lieben nach der holländischen Schule, oder nach der niederländischen, nach der italienischen oder deutschen: sie kennen das Colorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegensätze sind es, aus denen die zwei Shakespeare'schen Stücke: „Leben und Liebe," hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert sich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Hasses wäscht sich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieses Feuer und Wasser geht in der „Zauberflöte" des Daseins der Tamino-Mensch in das geläuterte Liebeleben ein. So gibt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmlischeres. Der Mensch soll die Sonne nicht über seinen Zorn niedergehen lassen, geschweige denn sein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt sich der Salamander: Versöhnung, und Versöhnung ist süßer als das Leben, ist süßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmuth und halb in Schweigen; der Mann verhüllt

ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit, und halb in Witz. Das Leben ist wie ein Mann, wenn es mit uns zürnt, sagt es uns dieselbe Härte und dieselbe Bitterkeit zwei-, dreimal hintereinander! Die Liebe hingegen ist wie ein Mädchen, wenn sie mit uns zürnt, spricht sie blos durch das schweigende Zerpflücken einer Rose, durch eine Thräne, die sich im Winkel des Auges schamhaft versteckt. Wie im Leben die Blumen stärker duften, und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen steht, so erschließen sich in der Liebe alle Kelche der Empfindung, und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schicksals ihren Himmel umdüstert. In Einem unterscheidet sich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben setzt man gerne die Schuld seiner Mitmenschen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen setzt nur seine eigene Schuld voraus.

Man sieht, daß das Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoristen sind, sie bestehen in Gegensätzen, im Vergleiche des Höchsten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Versöhnerin des Geschaffenen mit dem Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er sie das Langepuffspiel zweier ennuyanten Seelen. Eben so nennt er das Leben den langen Tag, dessen zwei Enden sich in ein überirdisches Morgenroth und Abendroth hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurst, an dessen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menschliche Leben und die Menschen mit Würsten verglichen.

Menschen und Würste scheinen dazu geschaffen zu sein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen, das sind die Fettwürste, die Gelehrten und Schriftsteller, das sind die Brot- und Semmel-Würste, und alle übrigen, der große Haufen, das sind die Kreuzer-Würstel. Es gibt trockene Menschen und trockene Würstel, Menschen mit Krän und Würstel mit Krän. Die Menschen wie die Würstel findet man fast immer paarweise. Bei so einem Menschenpaar ist es leicht zu errathen, wer Mann oder Frau ist; aber wie wollen Sie bei einem Würstelpaar herausbringen, welches der Mann, und welches die Frau ist? Nichts leichter als das, wer beim Aufbrechen am meisten schreit, das ist die Frau. Leider haben so ein Paar Würstel mehr Anhänglichkeit an einander, als so ein Paar Menschen; das Band, welches zwei Würstel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderseitiges Ende. Bei den meisten Würsteln und bei den wenigsten Menschen weiß man, was in ihnen steckt. Die Würstel kann man aufbrechen und in sie hineinsehen, wer aber einen Menschen aufmachte, um in sein Inneres hineinzusehen, würde keinen Menschen mehr aufbrechen! Was ist aber das Beste an schlechten Menschen und an schlechten Würsten? daß sie doch einmal ein Ende nehmen; dieses Gute ist auch an diesem Aufsatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile gesprochen, und ich darf mir schmeicheln, daß Sie so lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Ueber den Einfluß des Halley'schen Kometen auf unsere diesjährigen Winter-Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'sche Komet auf unsere Winter-Unterhaltungen ausübt, liegt nicht so ferne, als man glaubt. Er ist doch auch an der allgemeinen Trockenheit des letzten Jahres Schuld, warum soll er nicht auch an seiner partiellen Trockenheit Schuld sein?

Wichtiger und zweifelhafter ist die Frage: welchen Einfluß werden unsere Concerte, Deklamatorien und Vorlesungen auf den Halley'schen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'schen Kometen haben, besteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungskraft der Erde ihn an sich ziehen könnte. Es handelt sich nun darum, ob die Erde durch unsere Concerte, Deklamatorien und Vorlesungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob sie nicht vielmehr dadurch an Abstoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranstalteten derlei Unterhaltungen könnten in diesem Winter vorzüglich die Ueberschrift tragen:

„Zum Besten des Halley'schen Kometen."

Zu diesen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'sche Komet und unsere Unterhaltungen auf

einander ausüben, wäre es vor Allem nöthig, daß wir den Geschmack des Halley'schen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthusiast für Musik, für Deklamatorien, für Vorlesungen oder Dilettantismus u. s. w. ist.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, gütigst bedenken wollen, wie schwer es ist, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, so werden Sie desto eher die Schwierigkeit ersehen, einen Kometen zu befriedigen, der Alles auf der Welt gesehen hat. So ein Komet liebt nichts Wässeriges, wo er erscheint, gibt es guten Wein und allgemeinen Wassermangel.

Indessen bleibt mir ein Trost, ich glaube den Geschmack dieses Kometen ziemlich errathen zu haben.

Dieser Halley'sche Komet, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist, wie der berühmte Gruithuisen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen ist. So ein Komet ist also im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unsere Jünglinge sind. Ein Komet ist ein Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen ist! So ein Komet ist zuerst eine Aetherkugel, die sich um sich selbst dreht, so wie unsere Jünglinge sich auch alle um sich selbst drehen; diese Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne ist ein Gang zu ihrer Ausbildung, gerade wie unsere Jünglinge glauben, daß wenn sie sich um die Sonne bewegen, das schon ein Gang zu ihrer Ausbildung sei.

Endlich je mehr der Kern an Ausbildung zunimmt, desto weniger Aether nimmt die Kugel auf, und wird endlich ein Planet. Unsere Erde war also auch einmal ein Jüngling, sie ist jetzt ein alter Hagestolz, deshalb mag sie auch so grämlich und langweilig sein.

Der Halley'sche Komet ist also ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen so großen Kopf, der 27000 Meilen im Umfange hat, ein seltener Jüngling! Allein von den 27000 Meilen Wasserkopf sind nur 93 Meilen Kern, alles Andere ist Dunst und Wasserstoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'sche Komet auf das schöne Geschlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Astronomen wissen nicht, ob er als der „schöne Halley" oder als der „häßliche Halley" wiederkehren wird, weil er sehr verschiedentlich erschien.

Wird er als ein schöner Jüngling kommen, so wird ihm sein Wasserkopf gar nicht schaden, die Damen werden nach ihm lorgnettiren und ausrufen: „Ah! le joli garçon!" und ihn in ihre Zirkel laden; wird er aber als ein häßlicher Halley erscheinen, so wird er die Augengläser der Damen nicht sehr in Bewegung setzen, sie werden ihn einmal ansehen und ausrufen: „Fi donc, qu'il est abominable!"

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, so wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen sehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen, und der klaren Sterne im Auge tragen, als die

Männer. Der Mann sieht mehr nach dem Sterne auf dem Herzen, die Frau nach dem Sterne in dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann sieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und seinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenstern seinen Lebensstern und seinen Polarstern. So wie überhaupt die Menschen zu viel in die Erde hineinschauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinschaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann sich Niemand reich nennen; wenn man aber in den Himmel hineinschaut mit seinen Schätzen, dann kann sich Niemand arm nennen. Jeder Mensch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; so wie der Mensch, der auf der Erde nur einen Engel sucht, kaum einen Menschen finden wird, wer aber auf der Erde nur Menschen sucht, gewiß seinen Engel findet. Der Mensch ist nichts als Obst, welches siebzig Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reife vom Baume schütteln. Wie ungerecht geht aber der Mensch mit dem Himmel um! nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und betheuert „beim Himmel!“ Bei seinem eigenen Unglauben aber läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Mensch durch seine Schuld sich zuzieht, das schreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beschert, das schreibt er seinem eigenen Verdienste zu! — Mit jedem Menschen geht der Mensch höflicher um als mit dem Himmel.

Wenn uns Jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und uns im Jahr Einmal einen Löffel Suppe gibt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Gala an, und kommen mit gekrümmten Rücken und machen eine Visite de reconnaissance. Der Himmel aber ladet uns alle Tag an seinen großen runden Tisch der Erde, und zündet uns seine tausend und abermals tausend Sinumbra-Lampen an, und speist uns mit den Millionen Couverts der Natur, und läßt uns die Tafelmusik der tausendstimmigen Schöpfung erschallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unser täglich Brot!“ aber Jeder meint was Anders, und wir meinen eigentlich: „Gib uns täglich Fasanen, — gib uns täglich Gefrornes, — gib uns unsern täglichen Shawl, — gib uns unsern täglichen Courmacher“ u. s. w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel gibt uns das Alles, und dennoch, wie selten fällt es Diesem oder Jenem ein, in Gala zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unserm höchsten Gönner, eine Visite de reconnaissance zu machen! Der Himmel ist so gut, selbst wenn wir glauben, er drohe, ist er großmüthig. Wir meinen der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet ist also ein Weinliebhaber; deshalb erscheint er auch stets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn ansieht, ist er sternvoll! Der Komet bringt uns also Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hatte also auf alle unsere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müssen unsere Unterhaltungen

auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beseitigen, wir schickten dem guten Halley'schen Kometen Eintrittskarten zu allen in diesem Winter statthabenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigstens in seiner Laufbahn so langsam kommen, daß er die ganze Erde versäumt, und dann ist für ihn und für die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Professor Hecht in seiner „Kometenlehre" erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erschien, und der die Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann starben, so daß ein Edict verordnete, wenn Jemand gähnt, muß der Andere „Helf Gott!" sagen. Der Herr Professor erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Concerte und Vorlesungen statt fanden.

Mir ist es leid, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß dieser schläfrige Komet nicht vor diesem meinem Aufsatze erschien, denn es liegt ein großer Trost darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuschreiben kann! Es wäre entsetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „Zur Genesung!" sagen müßte, wir wären dann genöthigt, ein gegenseitig abonnirtes Gähnen zu veranstalten. Der große Naturforscher Haller behauptet, so lange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung, man braucht nur einmal ein Kunstgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt schon nichts mehr hören, so bitte ich, mich gefälligst davon in Kenntniß zu setzen.

Gähnen ist sympathetisch ansteckend, je sympathetischer zwei Menschen fühlen, desto eher gähnt der Eine, wenn der Andere gähnt, also nur die Sympathie ist Ursache, daß die Eheleute mit einander so viel gähnen. Ich gähne in Gesellschaften zuweilen blos deshalb, um zu erfahren, wer mit mir sympathisirt. Die gesellschaftliche Langeweile ist also nicht nur ein schlafbeförderndes Mittel, sondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menschlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, besteht darin, daß so viele Menschen sich beklagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können, solche Menschen schläfern oft eine Gesellschaft von sechzig Personen ein, sich selbst aber machen sie gar keine Langeweile, sich selbst können sie nicht einschläfern. Nur in Gesellschaft ennuyirt sich der Mensch, nur in Gesellschaft macht der Mensch dem Menschen Langeweile, und man bemerkt sogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Gesichter. Man muß tanzen, musiciren u. s. w., damit die Menschen beileibe nicht blos mit den Menschen zu thun haben sollen, und jede Partie Whist oder Boston ist nichts als das stille Geständniß, welches sich vier Personen machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen. Zur völligen Ausbildung unserer Jünglinge gehört also auch das Kartenspiel und der in seiner Ausbildung begriffene Halley'sche Komet ist also jetzt gewiß damit beschäftigt, Whist oder Boston zu lernen, ohne welche

Kenntniß man auf unserer Erde gar nicht mehr erscheinen kann. Der Komet hat zwar vor unsern Jünglingen das voraus, daß er sein eigenes Licht leuchten lassen kann, allein auf der andern Seite ist er gerade so wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: seine Bahn geht zwischen Venus, Mars und Mercur, und greift, so zu sagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an. Gerade wie bei unsern Jünglingen, die nicht sowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß sie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie sind Liebhaber, nicht weil sie die Liebe haben, sondern weil sie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kaffezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Coupons, und sie heirathen eigentlich nur das Coupon um die Interessen des Staatspapiers. Die Liebe ist ihnen kein Arcanum, kein Panacée des Herzens und der Seele, sondern blos ein Hausmittel, das heißt: ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein solcher Jüngling legt die Hand aufs Herz und sagt wie voll sein Herz ist, indessen er eigentlich meint, wie leer seine Tasche ist; denn es ist eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Wasser im Kopfe haben, falsche Empfindungen ausdrücken, und sagen, sie haben Herzweh, wenn sie Seitenstechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist in unserm Zeitalter das weibliche Geschlecht; es geht den Mädchen wie den Gesangsstimmen, sie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geschätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geistes, nie

nach der Tiefe ihres Gemüthes. Die Männer gehen bei den Frauen fast immer nur nach dem Aeußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß sie bei uns das Aeußere gar nicht beachten sollen, daß ihnen unsere Schale gar nichts sein, sondern daß sie blos unsern Kern ergründen und schätzen sollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer?! Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber sie sind mit sympathetischer Tinte geschrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant ist, vermag diese Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geistigen Auge abzulesen. Diese Briefe unterscheiden sich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto kosten, als die gewöhnlichen Conceptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heirathen! Ein solches Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächstenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heirathen, die vermählen sich am Ende stets mit einer Untugend, und in dieser Hinsicht leben oft gerade die meisten Hagestolzen in einer wahren Vielweiberei.

Ueber nichts macht der Mensch oft größere Fehlschlüsse, als über das Herz eines weiblichen Wesens, das allein, verlassen, verkannt, verblüht, unter seinem Herzens-

gitter schlägt. Es ist nicht immer eine Pflicht, zu heirathen, aber es ist immer eine Pflicht, sich, seinem Gefühle, seinem innern Selbst nichts zu vergeben. Es ist nicht immer lächerlich, nicht zu heirathen, aber es ist immer weinerlich, seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein, sein Gefühl dafür zu opfern, um zu heirathen!

Ach, meine theuren Leser und Leserinnen, wie oft gehen wir an einem einsam verfallenen Gebäude vorüber, und es stimmt uns wehmüthig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einsam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche schmerzliche Täuschungen, welche bittere Kränkungen unseres Geschlechts dieses Herz verödet haben; welche edle Entsagung, welche heldenmüthige Kämpfe in dieser hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüth aus unserm Geschlechte alle bunten Freudengeister um dieses Herz zusammenschlug, und alle seine Liebes- und Gefühlslichter auslöschten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein so stilles und unbewohntes Herz hintreten, und es sanft und wehmüthig an unsere Brust nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die so ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jeden Strickstrumpf mit einstrickte, wie sie bald eine Thräne, bald eine Masche fallen läßt; wie sie keinen andern Frühling kennt, als den, welchen sie mit bleichen Wangen auf die Seide stickt; wie sie kein anderes nasses Auge kennt, als das

Blütenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einsame, große, himmlisch lächelnde und tröstende Gestalt der Tugend vor ihr hintritt, und ihr winket mit ihr aufzuschweben; dann, ja dann, würden wir sie, die scherzend verzagen, und schäkernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menschenliebe umfassen, denn gewiß, meine freundlichen Leser und Leserinnen, Thränen sind bitter, allein es ist Trost, sie zu weinen, das Härteste aber ist, sie aus falscher Scham verbergen. Das Unglück ist schwer, aber es ist das traurigste, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als sein Kopfkissen; es ist kein Unglück, wenn man keine Schlösser bauen kann, aber es ist der höchste Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftschlösser bauen kann; wenn man auf sein Kopfkissen, dieses Erdgeschoß aller Luftschlösser, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung schon so leer und verarmt sind, daß sie nicht einmal Bausteine zu Luftschlössern mehr liefern können.

Ueberhaupt sind die Männer im Luftschlösserbauen stärker als die Frauen, die Frauen bauen blos Luftküchen, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kommt, Luftheirathen; die Männer bauen Luftpaläste, Luftbörsen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftschlösser und die Luftheirathen haben das Gute an sich, daß man bei den ersten keine Grundsteuer und bei den zweiten keine Aussteuer braucht, und zu solchen Luftheirathen ist der Komet, dieser Jüngling, wie geschaffen.

Unstreitig hat der Halley'sche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in diesem Carneval weniger heirathen werden, denn der Komet wird einen großen und langen, kalten Winter hervorbringen, so daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer stehen jetzt eigentlich blos deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil sie sie dann auch unter die Hüte bringen müssen; in diesem Punkt kann man nicht genug behutsam sein, so eine junge Frau setzt alle Augenblicke ihren Kopf auf, und so oft sie einen neuen Kopf aufsetzt, will sie auch einen neuen Hut aufsetzen.

Es gibt überhaupt viel Gegensätze im Leben, die sich doch gegenseitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf ist, desto finsterer wird der Blick; je voller das Herz wird, desto leerer wird die Tasche; je höher man sich selbst stellt, desto kleiner kommt man den Andern vor; je breiter der Ausdruck wird, desto schmaler wird der Eindruck; je später man sich verliebt, desto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, desto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, desto länger wird die Rechnung; je nervenschwächer die Frau wird, desto nervenstärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, desto dicker werden deren Erzeuger; je feiner der Filz wird, desto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, desto schlechter fährt man mit ihnen; und je öfter die Mädchen sich selbst anziehen, desto seltener ziehen sie einen Freier an. Jede Marchand de modes ist eine lebendige Entschuldigung der

Hagestolzen, und besonders im Winter sind sie, wie die Blumen, zweimal so theuer. Deshalb rathe ich Allen, die heirathen, bei den Mädchen nicht sowohl auf die Sommersprossen, als auf die Wintersprossen zu sehen; die Bälle, Redouten, Picknicks, Soirées u. s. w., das sind curiose Wintersprossen. Mancher Mann führt seine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Musik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hause seine besondere Musik und seinen besondern Tanz. In dieser Hinsicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er sich zu vereinigen strebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die sich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß sich der Halley'sche Komet bei seinem frühern Erscheinen schnell der Sonne näherte, und sich langsam und gleichsam schwer von ihr entfernte; bei den Männern ist das umgekehrt; sie nähern sich ihrer Sonne langsam, und haben sie sich mit ihr verbunden, so entfernen sie sich schnell und leicht; allein auch bei dem Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach seiner Verbindung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieser Hinsicht also kann der Halley'sche Komet unsere Winter-Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten Statt finden. Viele Astronomen wollen behaupten, unsere Winter-Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geschlossen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erscheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten soll. Der Braut- und

Bräutigam=Stand ist nichts als das glänzende Manifest, das dem Kriege vorausgeht, und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Gesinnungen proklamiren. Am Altare wechseln sie nicht nur die Ringe, sondern auch die Rollen, und die Feindseligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß, sie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das sie stets umzingelt. Ich glaube auch, daß sich die Frauen zum Militärdienst sehr gut anschickten; ich aber würde sie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur Einer, mehrere zusammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienst würden sich auch die Frauenzimmer gut anschicken, nur zum Exerciren nicht, die Worte: „Halt!“ und „Marsch!“ wären ihnen viel zu kurz, und statt „Halt!“ würde so eine gesprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte Euch, was geht Ihr denn immer vorwärts, es handelt sich jetzt um ganz was anders; jetzt seid Ihr schon genug marschirt, macht jetzt einen kleinen Augenblick einen Ruhepunkt, damit man doch ein Bischen plaudern kann, darum macht jetzt ein Bischen Halt.“ Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen, die Männer können nur philosophiren, disputiren und räsonniren. In unsern Winter=Unterhaltungen spricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man sprechen soll, und da man nicht weiß, von was man sprechen soll, spricht man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß, so hat man sehr viel zu sprechen. Der Komet aber, der Alles weiß, weil er überall war und ist, der geht

still und stumm seine Bahn, der würde also in unsern Unterhaltungen eine traurige Rolle spielen.

Wenn man aber alles das, was man nicht weiß, erst zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergessen, und allein spricht, das nennt man einen Aufsatz; der Halley'sche Komet hat durch seine Trockenheit die Erscheinung dieses Aufsatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieses Aufsatzes die Nichterscheinung des Kometen veranlassen, auf jeden Fall aber wird die Erscheinung des Kometen höher stehen, als dieser mein Aufsatz.

Indessen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, seien Sie getrost, fürchten Sie weder diese noch jene Erscheinung; Alles geht zu Ende, sehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Da oben in des blauen Aethers Räume,
Da ziehen in der Feier jeder Nacht
Die Sterne auf, wie helle Morgenträume,
In deutungsvoller, feierlicher Pracht;
Sie prangen dort, wie gold'ne Weihnachtbäume,
Daß jedem Erdenkind das frohe Auge lacht,
Die Blumen sind der Erde gold'ne Sterne,
Die Sterne sind die Blumen jener Ferne.

Und jedem Menschen blühet eine Blume
An jenes Himmels hochgewölbter Brust,
Wenn in der Nacht, im stillen Heiligthume,
Empor er schaut, mit andachtsvoller Lust.
Ein Stern gewiß wird ihm zum Eigenthume,
Ist er des Sternes immer sich bewußt,
Denn jedem Herzen blüht in jenen Reichen
Durch Lebensnacht ein helles Wunderzeichen.

Am höchsten als das höchste Ideale
Erglänzt die Jungfrau in dem Sternenbau,
Sie schimmert in dem allerreinsten Strahle,
Wie eine Blume in der Sternenau,
Und sendet in des Lebens dunkle Thale
Aus keuschem Kelch des Lichtes Morgenthau,
Und jedem Herzen, das sich werth kann zeigen,
Wird dieser Stern in Heiligkeit zu eigen.
Und noch ein Zeichen flammt am blauen Bogen,
Die Wage, die im hohen Aether schwimmt;
Ihr Lichtstrahl, der in Doppelflammen=Wogen
Uns das erstaunte Aug' in Anspruch nimmt,
Er sagt: „Hier oben wird die Menschenthat gewogen,
Ob für den Himmel, ob für die Erde sie bestimmt,
Und unsichtbar erwägt auf dieser Wage
Der große Richter uns're Lebenstage."
Ein drittes Sternbild schauet strahlend nieder,
Sieht g'rade den Verlass'nen tröstend an:
Die Leier ist's mit purpurnem Gefieder,
Mit Flammenschwingen ist sie angethan;
Aus ihren Strahlen senken Himmelslieder
Herunter sich auf uns're Erdenbahn;
Wer dieses Sternbild sich hat auserkoren,
Dem wird aus jeder Nacht ein Tag geboren.
Und jeden Tag, wenn aus dem schwarzen Meere
Der Nacht hervor der Stern des Morgens geht,
Sein frisches Licht, das ewig junge, hehre,
Wie eine Freudenflagge niederweht,
Prangt er am Himmelsbuch wie eine Lehre,
Daß aus der Grabesnacht das Licht ersteht;
Für alle Menschen hat der Himmel Sterne,
Und wer sie glaubt, dem sind sie niemals ferne.

Sylvesterabend-Variationen auf der G-Saite des Lebens über: Glaube, Glück, Geld und Geist.

Der Sylvesterabend, meine hochverehrten Leser und Leserinnen, ist ein lachender Erbe. Er steht mit traurig sein sollendem Antlitz an dem Sarge des alten Jahrs, und schaut mit freudig lüsternem Blick auf die verschlossene Kiste des neuen Jahres hin, welche ihm von dem verflossenen zurückgelassen wurde. Mit der einen Hand schließt der Mensch dem alten Jahre die Augen zu, und mit der andern möchte er das neue schon gerne aufschließen, um zu sehen, was in ihm ist. Die vier Begleiter des Jahres: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, tragen den Sarg des alten Jahres zu Grabe, und gehen sogleich wieder als Pathen dem neuen entgegen.

Kein Augenblick, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist zu so ernsten und zugleich zu fröhlichen Betrachtungen geeignet, als der Sylvesterabend, er ist die letzte Seite der Jahreszeitung, auf welcher die Neugebornen gleich nach den Verstorbenen folgen.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung gelesen, und fand es sonderbar, daß bei den Verstorbenen immer dabei stände, wie alt der Verstorbene war, und an welcher

Krankheit er starb, bei den Neugebornen stände aber nie wie alt sie waren und an welcher Krankheit sie geboren wurden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Dummheit. Wie alt das verstorbene Jahr war, und an welcher Krankheit es starb, das wissen wir leider Alle, aber an welcher Krankheit das neue Jahr geboren wird, das wissen wir leider noch nicht, und dennoch wünschen wir uns zum neuen Jahre Glück, so wie sich der Mensch auch zum Geburtstage Glück wünscht.

Ueberhaupt gibt es keine größere Ironie als das Wünschen. Das ganze Jahr hindurch wünschen sich die Menschen viel Vergnügen und guten Appetit. Es ist nicht genug, daß sich die Menschen gegenseitig alle Freude verkümmern und jede Lust versalzen, sie wünschen sich noch viel Vergnügen dazu; der Mensch sucht das ganze Jahr dem andern Menschen die Jahre sauer zu machen, und kommt dann, und gratulirt ihm zum neuen sauern Jahre! Es ist nicht genug, daß der Mensch dem Menschen den Bissen Brot vom Munde wegschnappt, er wünscht ihm noch obendrein guten Appetit dazu. Er wünscht ihm nicht allein nichts zu essen, sondern auch noch einen guten Appetit.

Man sollte sich im neuen Jahre eigentlich nichts wünschen als guten Appetit. Denn es gehört ein guter Appetit und ein sehr guter Magen dazu, so ein Jahr anzuschneiden und zu verzehren!

Jeder Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schicksal zu verdauen: „Glaube, Glück, Geld und Geist."

Mit diesen vier Anklängen der G-Saite kann der Mensch durchs ganze Leben gehen, und sich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geist sind die Sonnenschirme, die ihn vor den Stürmen von Oben, vom Himmel, schützen; Glück und Geld sind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdischen beschützen.

Welch ein Unterschied ist aber zwischen Glaube und Geist: der Geist ist eine Blume ohne Stängel, man kann ihn nirgends feststecken, allein der Glaube ist eine Blume mit ewig grünem Stängel, und man kann ihn fest an das Herz heften. Der Geist muß immer noch was Anderes haben, aber der Glaube ist selbst genug. Der Geist liebt die Hoffnung und hofft auf Liebe; aber der Glaube ist selbst die Hoffnung, und ist selbst die höchste und reinste Liebe.

Der Geist wohnt im Kopfe, das ist ein großes Freihaus, durch Ohr und Aug' und Nase führen die offenen Heerstraßen zu ihm, und wo Lärm ist, da ist kein Glück; aber der Glaube, das ist unser Tusculum im Herzen, und es führt nur ein Weg zu ihm, vom Herzen, und ein Weg aus ihm, zum Himmel.

Die Religion, das ist der Witwensitz der Seele, wenn ihr alle irdischen Güter abgefallen sind, so genießt sie auf diesem Witwensitze des wahren Glückes und der Ruhe. Alle Gefühle und Eigenschaften der Menschen haben ihr Aber, ihr Wenn und ihr Aber, nur die zwei höchsten Gaben des Gemüthes und des Geistes: der

Glaube und der Witz, sie dulden kein Aber, sonst werden sie Aberglaube und Aberwitz.

Nur äußerst selten, meine freundlichen Leser und Leserinnen, findet man dieses vierblätterige Kleeblatt: „Glaube, Geist, Geld und Glück," an einem Menschenstängel; blos in verschiedenen Verschlingungen und Verwechslungen ist es bei den Menschen; Mancher, der Geld hat, glaubt zu seinem Glück, er habe auch Geist; von einem Andern, der Geist hat, von dem glaubt man zu seinem Glück, er habe auch Geld. Geld, Geist und Glück, das sind curiose Drillinge! Es gehört viel Geld dazu, mit seinem Geiste Glück zu machen, es gehört viel Glück dazu, seinen Geist zu Geld zu machen, und es gehört noch obendrein viel Geist dazu, mit seinem Gelde Glück zu machen.

Geist gibt Bewußtsein, Geld gibt Bewußthaben; und es ist ein schönes Bewußtsein das Bewußthaben! Der Mann von Geist hat das, was er ist, der Mann von Geld ist das, was er hat.

Geld gibt baare Münze für den Schein, Geist gibt den Schein für baare Münze. So lang der Mensch lebt, gesteht ihm der Mensch nicht gerne Geist zu, ist er aber einmal todt, so heißt es auch vom dümmsten Menschen: er hat den Geist aufgegeben. Es ist wahrlich eine große Aufgabe, wie man das aufgibt, was man nicht hat. Man sollte eigentlich von einem reichen Manne, der stirbt, auch sagen: „Er hat das Geld aufgegeben!"

Ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne kommt man auf die Welt; ohne Geld, ohne Frauen und ohne

Zähne geht man wieder aus der Welt. Was haben wir also auf der Welt gemacht? Wir haben Zähne bekommen, Geld erworben und Frauen gewonnen. Ist das die ganze Bestimmung des Menschen? Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man curiose Zahnfieber; hat man endlich Zahn und Frau mit Schmerzen bekommen, so thun sie uns beide durch das ganze Jahr weh; und es ist nicht gerade das Uebelste, daß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen muß; es ist das Uebelste, wenn der Zahn und die Frau locker werden, und alle Augenblicke herausfallen wollen!

Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, aber das Geld kommt entweder durch die Frauen, oder die Frauen kommen durch das Geld. Kommt das Geld durch die Frau, so bringt die Frau das Geld durch, kommt die Frau durch das Geld, so bringt das Geld die Frau durch. Wenn Jemand eine reiche Frau heirathet, so hat er vier Grundgüter: „Glaube, Glück, Geld und Geist,“ beisammen. Sie nämlich hat das Geld und den Geist, den Geist des Widerspruchs, und er glaubt, es ist sein Glück, und das ist sein Glück, daß er das glaubt.

Das Geld ist die Enthebungskarte des Geistes, welche man in die Tasche nagelt, damit der Andere sogleich wisse, diesem Manne brauche man weiter keinen Geist zu wünschen. Geist ist das Geld der Kasten, der Gehirnkasten nämlich; Geld ist der Geist der Kisten, der Geist in den Kisten und der Kastengeist hat bei weitem nicht so viel Unerträglichkeit als der Kistengeist.

Geld, Geist und Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, das sind respektable Dinge. Geld ist der wahre Geist des Glückes, der Geist des Geldes ist Glück, und Geldgeist das wahre Glück! Ich spreche viel lieber mit einem Millionär, als mit einem großen, ausgezeichneten Manne: denn, wenn ich mit einem großen Manne lang spreche, so schäme ich mich meines Geistes, aber wenn ich mit einem Millionär gesprochen habe, so denke ich immer: „mögen sich meine Taschen schämen, was kann ich dafür." Ueberhaupt ist es ein Unglück mit den Leuten, die blos Geld haben, man ist keinen Augenblick sicher, wie man mit ihnen sprechen und welche Ehre man ihnen erzeigen soll. Ich spreche zum Beispiel mit einem Millionär, und mach' ihm ein Millionär-Kompliment; das sind nämlich die Komplimente, wo man sich so tief bückt, bis man ihm recht tief in die Tasche sehen kann. Während dem ich mich so bücke, kann diesem Millionär, ohne daß er es weiß, die Million zu Hause gestohlen werden, und ich habe blos einem Phantom von einem Millionär ein Kompliment gemacht.

Man sagt Geld regiert die Welt, es ist nicht wahr. Gerade die Leute, die sehr viel Geld haben, haben sehr wenig Welt. Die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist wahr, darum ist bei dem jetzigen Geldmangel die Welt so ungereimt.

Ueberhaupt muß man sich in dem Sinne dieser Sprichwörter nicht täuschen. Zum Beispiel: „Glück bessert Thorheit," das soll heißen, durch Glück wird es noch eine

bessere Thorheit. Wie kann Glück Thorheit bessern, das Glück ist keine Thorheit, aber die Thorheit ist ein Glück. Das Narrenhaus ist ein Haus des Glücks, denn das ist schon ein Glück, daß man ihnen ein Haus baut, den klugen Leuten baut kein Mensch ein Haus. Jedes Narrenhaus ist überhaupt nichts, als ein steinernes, gebautes Kompliment, das sich die Leute machen, um sich gegenseitig einzureden, wer nicht da darinnen ist, ist ein gescheidter Mensch.

Das Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kann uns Geld bringen, aber keinen Geist, das eben ist das Glück! Das Glück kann uns auch den Glauben nicht bringen, denn das Glück glaubt nur an sich selbst. Nur das Unglück erzeugt den Glauben, nur das Unglück erzeugt den Geist, das Glück aber tödtet den Geist. Gewiß sind mehr Talente schon von Goldbergen erdrückt worden, als von Armuth, und mehr Geist ist schon in Champagnerwein ertrunken, als in Thränen. Auch der Glaube gedeiht, wie die Schlehdornblüte, nur unter Gewitterschlägen. Nur wenn Gott unsern Erdenkäfig verdunkelt und finster verhängt, lernen wir seine Himmelsmelodien. Nur im Schmerze, nur im Untergange zeigt sich der himmlische Glaube am größten, wie der Mond im Untergehen. Der Glaube lernt vom Leben, daß das Sterben nichts ist, und vom Sterben, daß das Leben nichts ist; das Glück aber vergällt uns das Leben durch das Denken an den Tod und den Tod durch das Denken an das Leben. Zwischen Glauben und Glück steht der Geist, und sucht die Feindlichen zu

versöhnen. In jedem Herzen liegt ein Schatz von Glauben und Liebe vergraben, nur fehlen den andern Menschen oft die Geisterworte dazu, diesen Schatz zu heben. Der Geist aber hat dreimal drei Wünschelruthen, den Schatz des Glaubens und des Glücks in unserer Brust zu heben. Drei in der Natur: die Vergangenheit für die Phantasie, die Gegenwart für das Gefühl, und die Zukunft für die Seele; drei in sich: die Religion für das Leben, die Hoffnung für den Tod und die Liebe für jenen Halbtraum des Daseins, in dem wir die Empfindung, die wir für alle Menschen haben sollen, in einem einzigen Menschenband zusammengebunden haben; und noch drei in der Kunst; drei Erinnerungen für den innern Menschen nämlich, durch die Kunst: die Malerei, welche den Gegenstand bringt, und durch den Gegenstand die Begeisterung; die Musik, welche die Begeisterung bringt, und durch die Begeisterung den Gegenstand, und die Poesie, die den Gegenstand und die Begeisterung zugleich bringt. Die Kunst ist die erstgeborne Tochter des Geistes, und sie hat für den Glauben eben so viel gethan, als der Glaube für sie. Sie ist nicht nur ein Kind des Glaubens, sondern auch des Glückes, jede Kunst ist selbst schon ein Glück, und das Glück ist auch eine Kunst! Wir haben jetzt so viele Bücher über die Glückskunst, oder über das Kunstglück. Zum Beispiel: „Ueber die Kunst, mit Menschen umzugehen;“ welches gar keine Kunst ist, mit Menschen kann man leicht umgehen, man schreibe ein Buch über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen. Oder: „Ueber die

Kunst, das menschliche Leben zu verlängern," welches auch keine solche Kunst ist, als die Kunst, das verlängerte Leben menschlich zu machen. Oder: „Die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten," welches wieder keine Kunst ist; die Kunst ist aber, in allen Unfällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten.

Da ist mir dieser Tage ein Büchlein aus Berlin in die Hände gefallen: „Ueber die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein." Man muß gestehen, wenn das eine Kunst ist, so ist es wenigstens keine freie Kunst! Es ist auch gar keine Kunst, mit Weibern glücklich zu sein, mit allen Weibern nämlich, die eigentliche Kunst besteht darin, mit einem Weibe, mit seinem Weibe, glücklich zu sein. Einige Regeln dieser Kunst sind äußerst drollig; zum Beispiel, so sagt der Verfasser: „die glücklichen Augenblicke der Liebe sind die, wo man sich noch nicht entdeckt hat!" Das glaube ich selbst, das sind die glücklichsten Augenblicke, wo man sich gegenseitig noch gar nicht entdeckt hat, und Eines vom Andern gar nicht weiß, ob es auf der Welt ist. Nun fährt der Verfasser ganz prosaisch fort: „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben." Das ist eine gute Bemerkung, es ist aber noch schlimmer, wenn die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit ist noch immer ein halber Thaler Schönheit, die Schönheit ohne Thaler aber ist nicht einmal ein halber schöner Thaler! Ferner sagt der Verfasser: „An jeder unglücklichen Ehe sind neunmal die Männer Schuld." Das glaube ich selbst, daß der Mann neunmal Schuld ist; einmal, daß er sich verliebt;

zum zweiten Mal, daß er sich genähert; zum dritten Mal, daß er sich erklärt; zum vierten Mal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünften Mal, daß er ihr geglaubt; zum sechsten Mal, daß er um sie angehalten; zum siebenten Mal, daß er sich mit ihr verlobt; zum achten Mal, daß er es nicht gleich bereut; zum neunten Mal, daß er sich mit ihr vermählt; er ist also neunmal an der unglücklichen Ehe Schuld.

Noch eine Regel gibt uns der geehrte Herr Verfasser:

„Man bestimmt seiner Gattin eine Summe zu stillen Handlungen!“

Das ist recht; die stillen Handlungen der Frauen sind die, daß sie ganz still in eine Handlung schleichen, um Putz zu kaufen, die dann sogleich aufhört eine stille Handlung zu sein. Zum Schlusse der ganzen Kunst heißt es:

„Selbst ein häusliches Gewitter ist angenehm, denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Wie wahr und schön! So ein häusliches Gewitter, wo die Frau donnert, und der Mann blitzdumm ausschaut, das erquickt die Natur, aber es gehört eine gesunde Natur dazu!

Ich glaube, das Glück der Ehe beruht auf einer ganz geheimen Sympathie.

Der Himmel hat nicht sogleich einen Menschen erschaffen, sondern nur einen Mann; und der Himmel besah den Mann, und es war ein Bengel, und der Himmel wollte aus dem Bengel einen Menschen machen, und wollte ihm einen Gefährten geben. Hätte der Himmel ihm einen Engel

zugegeben, der Mann hätte aus dem Engel eher einen Menschen, als der Engel aus dem Menschen einen Engel gemacht. Da knetete der Himmel einen Teig aus Lilienblättern und Thautropfen, und bildete daraus ein Wesen, und auf die Wangen legte er ihm zwei Rosenknospen, und in die Augen pflanzte er ihm zwei Sterne, und in den Mund reihte er ihm Perlen aus dem Grunde des Meeres, und in das Herz legte er ihm eine Aeolsharfe, und dann hauchte er ihm einen Seufzer der Liebe und einen Seufzer des Mitleids ein, und nannte dieses Wesen: Weib, und dieses Wesen gab er dem ersten Manne zur Gefährtin, und dieses Wesen machte den ersten Mann zum ersten Menschen. Um aber das Weib dem Menschen geselliger zu machen, bildete der Himmel sie aus seiner Rippe, daß sie immer an seiner Seite bleibe, und ihn bezähme und bändige, bald durch den Seufzer der Liebe, bald durch den Seufzer der Menschlichkeit. Der ganze Zauber der Sympathie besteht also darin, daß jeder Mann herumgeht, und seine Rippe sucht, um sich mit ihr zu vermählen; glückt das nicht, und man heirathet eine blutfremde Rippe, dann freilich ist die Ehe nichts, als ein ewiger Rippenstoß.

Als das erste Menschenpaar aus dem Paradiese gejagt wurde, da beurkundete sich schon der Unterschied der beiden Geschlechter. Wenn einmal die Welt unterginge, so wird die Frau noch in aller Schnelligkeit einmal in den Spiegel sehen, und noch geschwind ihren Shawl verstecken. So war es auch im Paradiese; Adam nahm gar nichts mit, allein Eva hat sich in aller Eile noch gebückt und

pflückte schnell ein Blümchen Wunderhold und das Himmelschlüßlein, und nahm es mit aus dem Paradiese, und das Blümchen Wunderhold versteckte sie im Herzen, und das Himmelschlüßlein in den Augen, und nun haben wir im ganzen Leben nichts Paradiesisches, als einen Blick in Frauenherzen, und einen Blick in Frauenaugen. Aus tausend Zügen spricht die edlere Natur des Weibes uns im ganzen Leben an. Die Frau wünscht nichts, als, daß der Mann ihr Herz errathe, der Mann wünscht nichts, als, daß die Frau seinen Magen errathe. Die Frauen lieben still, in ihren Herzen hat die Liebe Sitz und keine Stimme; die Männer reden von ihrer Liebe, in ihren Herzen hat die Liebe Stimme, aber keinen Sitz. Die Mädchen verleitet blos das Bedürfniß zu lieben, zu Thorheiten, die Liebe selbst heilt sie; den Mann verleitet das Bedürfniß zu Thorheiten zum Suchen der Liebe, und hat er sie gefunden, so verläßt ihn Liebe und Thorheit zugleich. Jedes Frauenzimmer ist um einen halben Grad feiner als ihr Stand, und jeder Mann um einen halben Grad roher. Der Mann kennt höchstens das Mitleid, er thut Gutes seinem Mitleid zu Liebe. Die Frauen haben neben dem Mitleid auch Mitfreud, sie freuen sich mit der Freude des Andern, dem sie wohlthun.

Selbst das Duzen, wie ganz anders ist es bei den Frauen, als bei den Männern! Bei den Männern ist das gegenseitige Du nichts als die Erlaubniß, gegenseitig so grob sein zu können, als man nur will; bei den Frauen hingegen gehen beim Du alle Herzensmaschen auf, und sie

winden fortan nur einen Herzensfaden ab. Die Frauenzimmer fangen sich gewöhnlich nur bei rührenden, herzlichen Gelegenheiten zu duzen an, bei Brautfesten, am Krankenbett, bei Leichenbegängnissen u. s. w. Die Männer fangen sich fast nie eher zu duzen an, als beim Wein. Sie machen es umgekehrt, so lange sie den Gegenstand einfach sehen, reden sie wie in der vielfachen Zahl mit ihm; wenn sie ihn einmal durch den Wein doppelt sehen, reden sie ihn in der einfachen Zahl an. — Man sagt, im Wein liegt Wahrheit; ich kenne viele Leute, die das ganze Jahr betrunken sind, und nie ein wahres Wort sprechen. Ist es aber denklich, daß in allen Sorten von Weinen dieselbe Wahrheit liege? Kann im Grinzinger dieselbe Wahrheit liegen wie im Champagner? Die Menschen, die viel Champagner trinken, die schlagen erst auf das Glas, daß es schäume; sie trinken oben den Schaum fort, und die geschlagene Wahrheit bleibt niedergeschlagen am Boden liegen. Die echte, alte Wahrheit liegt eigentlich nur im Heurigen; in dieser Hinsicht wird im Lerchenfeld vielleicht auch mehr Wahrheit verzehrt, als in der ganzen Stadt. Im Weine liegt auch ein Geist, der Weingeist, das ist der einzige Geist, den man fürs Geld bekommt. Es ist überhaupt mit dem Weine wie mit dem Geiste; französische Weine und französischer Geist verliert, wenn er alt wird, die müssen immer neu sein; deutscher Wein und deutscher Geist werden desto stärker und vollkommener, je älter sie werden. Der Wein ist die Probe des Geistes; beim Spiel, im Zorn und beim Wein erkennt man den Geist des Menschen. Nur wenn der Mensch lustig

ist, ist er zu erkennen, der Bär und der Fuchs im Menschen kriechen nur beim heitern und lustigen Wetter aus ihrer tiefen Höhle hervor. Das, worüber der Mensch weint, das kann uns oft täuschen, aber wenn wir den Menschen beobachten, worüber er lacht, das kann nie täuschen! Da unterscheiden sich die Männer wieder von den Frauen. Die Männer erkennt man, wenn sie über ein Lustspiel urtheilen, die Frauen, wenn sie über ein Trauerspiel urtheilen. Die Männer fallen gleich über die Handlung des Stückes her, die Frauen halten sich an die Sprache; der Mann beurtheilt die Charaktere, die Frau die Situationen. Daß die Frauen aber die strengsten Richterinnen über ihr eigenes Geschlecht sind, das kann man nach jeder Darstellung eines neuen Stückes hören. Die Helden des Stückes sind ihnen alle recht, sie fallen nur über die Heldinnen her, da kann es ihnen selten ein Dichter recht machen. Die Frauen ertragen ein plötzliches Unglück leichter, als ein plötzliches Glück; die Männer ertragen ein plötzliches Glück leichter, als ein plötzliches Unglück; darum sind die Frauen in der Ehe viel gefaßter, als die Männer.

Die Frauen wissen, daß die Querlinie, die Diagonale, die kürzeste ist, darum kommen sie den Wünschen des Mannes immer in die Quere. Die Frauen betrachten die Ehe als ein Lustspiel, das mit der Hochzeit anfängt; die Männer betrachten die Ehe als ein Trauerspiel, das mit dem Tode aufhört. Die Frauenzimmer betrachten ihr eigenes Unglück und ihr eigenes Schicksal wie einen gedruckten Roman, sie verzweifeln nicht, denn sie denken auf jeder

Seite: „wer weiß wie das ausgeht.“ Der Mann aber betrachtet sein Bischen Schicksal wie die Weltgeschichte, wie die furchtbarste Wahrheit, und das macht ihn verzweifeln. Selbst den Tod empfangen die Frauenzimmer wie einen unangenehmen Besuch, doch mit mehr Fassung, und sie putzen ihre Seele und ihr Herz zu seinem Empfange heraus, und das kommt daher, weil die Frauen mehr Glauben haben, als die Männer; weil der Geist der Männer ihren Glauben zerfrißt, der Glaube der Frauen hingegen sich, wie eine edle Frucht, gerade durch den Geist lange frisch erhält. Die Frauen besitzen den Geist des Glaubens, die Männer aber nur den Glauben des Geistes.

Der Tod, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist die Sylvesternacht zwischen diesem und jenem Leben, vor ihm klingt die Abendglocke einer großen Zukunft. Der Tod ist nichts, als die große Privat-Audienz, die wir bei dem Könige der Himmel und der Erde haben; die Bahre ist die Antichambre, bis dahin, bis zur Bahre, bis zu der Thür des unendlichen Audienz-Zimmers, begleiten uns die vier Lebens-Advokaten: Glaube, Geist, Glück und Geld, aber da lassen uns die drei im Stiche, und nur der Glaube öffnet uns ganz allein die Thür zu dem allmächtigen Herrscher, und nur durch ihn, durch den Glauben, gehen wir durch die lange Sylvesternacht des Todes dem unsterblichen Jubeljahre der Ewigkeit entgegen.

Vor unsers Lebens leichtbespanntem Wagen,
Da tanzt die lustige Begleitung her,
Das Glück mit seinem buntgestickten Kragen,
Das Geld mit seinen großen Gaben schwer,
Der Geist mit seinem Denken, Hoffen, Zagen,
Mit seinem gaukelhaften, wilden Heer,
Sie lenken dieses Wagens rasche Pferde
Auf allen Wegen dieser großen Erde.
Die Jugend stürmet wie durch Windesflügel
Stets vorwärts mit dem lustigen Gespann,
Mit leisem Schritt', mit angehalt'nem Zügel
Verfolgt den Weg der ernstbedachte Mann,
Der Greis fährt auf den letzten Lebenshügel
Mit schlaffer Hand den steilen Weg hinan,
Und immer geben noch an jeder Seite,
So Geld als Glück und Geist uns das Geleite.
Doch endlich stehen wir am Schauerbogen,
Der Wagen hält am letzten schwarzen Thor;
Das luft'ge Heer ist schnell hinweggezogen,
Verschwunden ist der jubelvolle Chor,
Und Glück und Geld und Geist hat uns betrogen,
Nicht Einer geht den finstern Pfad uns vor;
Der Glaub' allein, mit seinem Trösterworte,
Er schreitet mit uns durch die dunkle Pforte.
Und wie ein Kind, das seinen Weg verloren,
Das nach dem Vater sehnend, suchend fragt,
Dem unbekannten Land, wo es geboren,
Mit süßem Wunsche stets entgegenzagt,
So führt uns aus des Lebens bunten Horen
Der Glaube hin, wo uns die Heimat tagt;
Und läßt uns auf den früh geahnten Auen
Den Vater und das Vaterland erschauen.

Die Laufbahn unsers Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen, und dies ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als, daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen; es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es kommt Alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun, und der Allergeschickteste trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Mensch seine Eisenbahn haben müssen. Als vor einigen Wochen so viel Schnee fiel, sagte mir ein naives Mädchen: „es fällt jetzt so viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menschen hat.“ So, meine freundlichen Leser und Leserinnen, könnte man auch sagen: in unser Jahrhundert fallen so viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutschbahnen, Eisenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unserem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig, als jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht sowohl sagen, die Menschen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menschen; denn in unsern Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von dem Menschen, sondern der Mensch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht der Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder zu sehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eisenbahnen auf Merkantil, Industrie und Produktion hervorbringt, aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgestaltung nicht, welche die

Eisenbahnen in Kunst, in Literatur und selbst im Reiche der Empfindungen bewerkstelligen werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man Büschings Erdbeschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen, und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docirt werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen, und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankirten Menschen ins Haus bringen; wir werden den Menschen lesen, und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas Anderes, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als Briefe? — Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellert'schen Briefe; die Kleinen, die spartischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trocknen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten, sind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen, die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichen Wechsel,

an den Wechsel aller Dinge, zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen sind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet. — Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die verheiratheten sind schon an ihre Adressen gekommen! die Ledigen sind die Postrestanten, die noch abgeholt werden müssen; die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Witwen, das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser Gnadenbriefe kommt etwas hoch, und auch bei ihnen kosten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigsten. — Diese Gnadenbriefe, je schöner sie geschrieben sind, desto theurer müssen die Männer diese Kalligraphie bezahlen. Diese Gnadenbriefe besiegeln ihr Wort mit Küssen und mit Schwüren, und diese Küsse und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß sie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe, die haben auf ihrem Lebenspostlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn, blos diejenigen Frauen, welche Romane schreiben, von denen sagt man, sie haben die schriftstellerische Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftstellerei wird wirklich nichts ergriffen, als die Laufbahn. Durch die Einrichtung der Eisenbahnen aber, meine freundlichen Leser und

Leserinnen, wird die ganze Romanenschriftstellerei hoffentlich aufhören; denn aus was bestehen die Romane, meine freundlichen Leser und Leserinnen? Aus der Zwickmühle: Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahn werden wir ganz um alle Abschiedsthränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Eine solche Romanenschriftstellerin, wenn Anton sich in Leipzig von seiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände schrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände schrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreise von Anton zu Amalie und die vier Bände sind voll. Wenn einmal zwischen Leipzig und Hamburg eine Eisenbahn sein wird, warum werden Anton und Amalie solche Narren sein und werden sich vier Bände Briefe schreiben? — Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande Seite 67 auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Wie gesagt, meine freundlichen Leser und Leserinnen, auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken. —

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müssen. Jetzt, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau ist, schreibt er:

„Sehnsuchtslieder an die Entfernte."

Und er fängt an:

Fern von Dir
Weil' ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch Du bleibst fern,
Wie ich auch schau',
In Iglau!

Doch wenn Eisenbahnen sein werden, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' Dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verlust! — Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der schon inmitten der Reise keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der seine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffrischen und seine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Rosenblätter und Menschen müssen oft gepreßt werden, um sich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Mensch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolster

der Erde. — Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu, in Seufzern und in Thränen, also auf trockenem und auf nassem Wege, das heißt: zu Achse und zu Wasser. — Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; sie behandeln ihren Thränensack wie den Wassersack ihrer Pfeife, sie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis sie ihn fühlen, die Frauenzimmer fühlen den Schmerz schon, wenn sie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, so ist dies eine Gabe, ein Geschenk der Götter; bei den Frauen ist das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja es gibt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen des Genies ist: aus gar keinem Stoffe seinen Gegenstand erschaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten selbst gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne."

Was sind Thränen anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Mensch auch Thränen, das sind falsche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht, als das Herz, und sieht, wie nach jeder großen Freude im menschlichen Leben ein großer Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Festgeprängen ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zuge nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äußerst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Aktienband um viele Individuen, und Aktienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Aktionäre der Eisenbahn werden zu Hause sitzen, und doch gut fahren; man wird die Aktionäre der Eisenbahn nicht fragen: „wie geht es Ihnen?“ sondern: „wie fährt es Ihnen?“ und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „es passirt!“ denn die große Passage macht Alles aus. Die Aktionärs und die Diktionärs sind darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionnaire de poche ist ein Aktionär de poche; zwischen einem Diktionär und einem Aktionär ist nur der Unterschied: bei einem Diktionär sind die späteren Ausgaben die erwünschtesten, bei einem Aktionär sind die späteren Ausgaben die unerwünschtesten. — Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen, wie mit dem Menschen selbst und mit den Thieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinozeros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit eher

auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für die gesammte Menschheit vortheilhafter, als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen, aber es gehören Millionen Hände dazu, um die großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Charakteristik unsers Jahrhunderts; denn in unserm Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, zum Beispiel auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit; denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es keine Probe gibt. Die Liebe numerirt nur sich selbst, addirt nur das Herz zum Herzen, subtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der Andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke. Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplikat einreichen. — Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich, sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen, bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch

mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erscheinen ihm die moralischen Schatten der Menschen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne seines Lebens sieht er sie ganz lang und groß; es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigentliche Liebe, das heißt, das eigentliche Verliebtsein, dauert bei dem Menschen nur, bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungerigen ist nur der Unterschied: bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu vierundzwanzig Jahren kann des Menschen Herz und Magen Alles mitmachen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hört nie zu wachsen auf, wir sehen es nur nicht. Bis vierundzwanzig Jahre wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach vierundzwanzig Jahren fängt er schon an, in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachsen, ins Grab hinein. Das Leben ist ein Tunnel, ein langer, finsterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen, und dessen Ende wir nicht sehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eisenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was ist die Vergangenheit? eine gestorbene Gegenwart. Was ist die Zukunft? eine noch nicht geborne Gegenwart.

Was ist die Gegenwart? eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart ist ein Wechsel, auf die Zukunft gezogen, der aber von dieser nicht respektirt wird. — Was ist alt? Was ist neu?

Neu, sagt Schiller, ist nur die Phantasie. Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues gibt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern: Was haben Sie für Phantasie? und die Antwort wird sein: „Ach, sehr wenig!“ —— Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfange der Lebenseisenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise!“ hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!“ Der Mensch macht sich aber seine Lebenseisenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern, um sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unsere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viele übermenschliche oder nicht menschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen? Um sie zu ernähren, Dampfeskraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft.

Durch die Eisenbahnen wird Jemand ein sehr gereister Mann sein, und man wird doch von ihm sagen können: „Er ist nicht weit her!“

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, die man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reise durch Europa machen lassen, eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf diese Reise mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird, „was haben Sie denn, zum Beispiel, in Holland gesehen?“ so wird er antworten: „entschuldigen Sie, Holland habe ich gerade verschlafen!“

Auf allen Wegen werden Eisenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man sollte einmal auch auf dem Prozeßweg eine Eisenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verschiedenartige Kanäle man haben muß, um auf diesem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre also da eine Eisenbahn? um so mehr, da man, um auf dem Prozeßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Prozeß ist ja, wie eine Eisenbahn selbst, nichts als die Kunst, seine Sachen fortzuschaffen. Mit einem Prozeß ist's wie mit einer Bouteille Wein, die Anwälte, das sind die Pfropfenzieher, sie können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Prozeß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Prozesses ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern blos in Kosten aufgeht. Ein juridischer Prozeß

und ein chemischer Prozeß sind ganz gleich. Ein chemischer Prozeß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen; ein juridischer Prozeß besteht ebenfalls in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Prozeßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Clienten werden niedergeschlagen, und bis der Prozeß zu Ende geht, sind beide Parteien ihrer irdischen Auflösung nahe! —

Die besten Advokaten sind die Hausherren, die lassen ihre Parteien nicht gern ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Parteien herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eigenen Kalender. Sie zählen nicht von der Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses; die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jakobi, Georgi und Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andere Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!“ allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!“ (Mythe), und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrenkunst ist nichts als die angewandte Miethologie!“ Blos auf dem Weg unserer Miethzinse kann man keine Eisenbahnen anlegen, denn der geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit, sich ein Bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwägen. Alles in Eile! Die Menschen und ihre Reisen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe; wenn sie noch so lang, und noch so breit sind, heißt es doch immer: „In Eile!“ Leider schreiben sie blos zuletzt in Eile; wenn sie im Anfange gleich oben schrieben: „In Eile!“ würde man gleich wissen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuscript von den Schriftstellerinnen sehen könnten, am Ende des siebenten Bandes steht gewiß: „In Eile.“ So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man sagt, sie werden immer zu spät fertig; es ist nicht wahr, sie fangen nur immer zu spät an. So sagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben, da thut man ihnen auch Unrecht, sie wollen schon am Anfang immer Recht haben, und nur wenn sie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen sie am Ende immer Recht haben, und da haben sie am Ende nicht Unrecht. Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beistrich und keinen Punkt, das ist Verleumdung. Sie geben Comma's, Beistriche und Punkte blos en gros aus, sie machen gleich Anfangs einen Klecks, so ein Klecks ist nichts anders als zusammengesparte Comma's und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief ist oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur lesen können, und es kommt Alles darauf an, wo so ein Klecks steht, und

wie er aussieht; zum Beispiel: „Mein einzig Geliebter!“ Ausrufungszeichen, Klecks! da muß man immer denken, es wird so wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben, wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie schildere ich Dir dieses Meer von Empfindungen?“ Fragezeichen, Klecks! Dieser Klecks ist die Antwort auf die Frage, sie schildert das Meer der Empfindungen, es ist das schwarze Meer.

„Du begreifst nicht, was mein Herz —“ — Gedankenstrich, Klecks! das heißt: Du begreifst nicht, was mein Herz unerklecklich ist.

„Verbleibe Deine Treue —“ Klecks!

Das ist der Klecks! —, sie hängt ihrer Treue selbst einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile“, oder „In aller Eile“, oder „Eiligst“ — Klecks. Ein schwarzer Beweis, daß diese Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit ist.

Das ist alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwägen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Leser und Leserinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hinderniß in dem Wege, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn Sie werden schneller fortkommen.

Schnellgedanken einer Schnecke über deutsche Sprichwörter.

In meiner frühesten Jugend, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu lesen erlaubt: „Knigge, über die Kunst, mit Menschen umzugehen," und: „Raff's Naturgeschichte für Kinder:" Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechselte die Titelblätter, und ich las Knigge's Menschen-Umgang als eine Naturgeschichte, und aus Raff's Naturgeschichte lernte ich die Kunst, mit Menschen umzugehen. Als ich zum ersten Mal in Gesellschaft ging, sagte mir mein Hofmeister: „Nun werde ich sehen, ob du mit Nutzen gelesen hast, und wie du mit den Menschen reden wirst." Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und seinen Styl, wie er mit allen Thieren spricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zusammen, und zu dem ersten Manne, der mich anredete, sagte ich ganz in Raff's Styl: „Jetzt, mein lieber Esel! erzähle du mir deine Geschichte!" und zu einem andern: „Und du, mein gutes Schaf! was weißt du von dir zu sagen?" —

Dem Irrthume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphilosophie. Wer mit Schafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menschen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunst, mit Menschen umzugehen, schreiben können, als Knigge. Der Mensch opfert sein Glück der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts, als für den — Hunger. Der Hunger ist's also, der die Thiere und die Menschen zähmt. Die Menschen sagen von vielen Lastern: das ist ganz thierisch, die Thiere sagen gewiß von vielen Lastern, zum Beispiel vom Spiel, vom Lug, vom Trunk, vom Neid, von Verleumdung u. s. w. „das ist recht menschlich!“ Ich aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ich habe in Raff's Naturgeschichte kein Wesen so lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaf, der Ochs, der Esel, und dergleichen gutmüthige Wesen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu fesseln gewußt. Die Schnecke ist so ganz das Symbol eines Deutschen. Diese gründliche Besonnenheit, diese prüfende Bedächtigkeit, und dabei diese spießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menschen, wenn sie einen Adler sehen, würden denken: o, daß ich Flügel hätte, wie er! aber jeder Mensch denkt, wenn er eine Schnecke sieht: o, daß ich ein Haus hätte, wie sie! Man weiß, daß Menschen mit den schnellsten Gedanken am langsamsten vorwärts kommen, Menschen aber, die ganz langsam denken, machen eine schnelle

Carriere; sind also die Schneckengedanken nicht die glücklichsten?

Unsere Naturphilosophie und unser Magen sind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle abwärts. Wenn ein Deutscher Roggenbrot ißt, so denkt er nicht „Linzertorte ist besser,“ sondern: „Gerstenbrot ist noch schlechter!“ und da höre ich ordentlich den ersten besten deutschen Docenten der Naturgeschichte ungefähr Folgendes über die Schnecke lesen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, ist ein sehr reißendes und schnelles Thier. Ihre Geschwindigkeit verhält sich zu der des Faulthiers wie 34 zu $^{7}/_{15}$, und zu der Schnelligkeit des Krebses wie 86 zu $^{3}/_{8}$. Darum, meine theuren Hörer, ist die Schnecke auch im Bereiche der Philosophie ein Symbol des Vorwärtsstrebens des menschlichen Geistes u. s. w. Aber nur die Schnecken ohne Häuser, meine freundlichen Leser und Leserinnen, haben zuweilen schöne, bedächtige Schnellgedanken; die Schnecken mit Häusern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigenthümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken sie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um diese Zeit steigen die Hauseigenthümer bis ins letzte Stockwerk empor, um den Zins einzukassiren, dann erfüllen sie den Wunsch der Einwohner und gehen mit dem Zins herunter! Ich habe einmal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unsere Sprichwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß die meisten unserer Sprichwörter

weniger schnackisch, als schneckisch sind. Sie sind alle so abkühlend und zusammenziehend, alle so schneckenthümlich, zum Beispiel: „Eile mit Weile“ — „Häuslich ist weislich“ — „Willst du glücklich sein, zieh' die Hörner ein“ — „Geduld bringt Rosen“ — „Auch die kleinste Schnecke macht endlich ihre Strecke“ — „Heißes Blut thut nicht gut“ — „Man muß sich strecken nach der Decken“ — „Langsam führt auch zum Ziel“. — Das sind lauter adstringirende, calmirende, erweichende Sprichwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke. Ich habe mir über unsere Sprichwörter auch ganz eigenthümliche, langsame Schneckengedanken gemacht, zum Beispiel: „Aller Anfang ist schwer.“ Der schwere Anfang dieser meiner Vorlesung bestätigt es auch, daß aller Anfang schwer ist. Im Anfang waren die Worte, und dann war der Geist, drum kann also im Anfang kein Geist sein, drum ist der Anfang schwer. Das ist leider das Unglück bei den Menschen, daß zuerst das Wort kommt und dann der Geist; sie fangen zu reden an, bevor der Geist da ist, bis der Geist kommt, ist das Wort schon geredet, und ich kann Ihnen deshalb, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt auch sagen: „Entschuldigen Sie, mein Geist findet keine Worte mehr!“ Im Anfang schuf der Himmel den Mann und dann die Frau. Warum wurde im Anfang nicht die Frau erschaffen? Weil der Himmel wußte, daß mit den Frauen nichts anzufangen ist. —

Weil aller Anfang schwer ist, fangen die Menschen Alles verkehrt an, zum Beispiel: Gottesfurcht ist aller Dinge Anfang; diesen Anfang halten die Menschen für sehr

schwer, sie kehren also alle Dinge um, und haben erst am Ende aller Dinge Ursache, Gott zu fürchten. Ein anderes Sprichwort heißt:

„Tue Recht, scheue Niemand!“

Da aber die Leute nicht Recht thun, scheuen sie sich vor Jedermann. Was heißt überhaupt Recht thun? da man mit Recht nirgends zu Recht kommt, so thut man Recht, wenn man Unrecht thut. Ein Doktor der Rechte ist noch lange nicht der rechte Doktor; er heißt oft nur deshalb Doktor der Rechte, weil seine Linke schon oft wieder eine andere Doktorschaft hat. Der Unterschied zwischen dem Doktor der Medizin und dem Doktor der Rechtswissenschaft besteht darin: Je mehr Advokaten desto länger der Prozeß, je mehr Aerzte desto kürzer der Prozeß. Die Advokaten schicken ihre Patienten von einem Gerichte zum andern, die Aerzte schicken ihre Patienten blos ans jüngste Gericht; die Aerzte können alle viel eher heirathen, als die Doktoren der Rechte; jene können ihren Frauen viel verschreiben, die Advokaten finden aber selten die Rechte. Diese Bemerkung führt zu dem Sprichworte:

„Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele.“

Dieses Sprichwort sagt blos, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele, das heißt, der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und die Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind

aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist. Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ und zu einer Frau: „Pardon, Musje!“

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Haus und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum! Der Mann muß doch an die Seelenwanderung glauben! Mann und Weib ist ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seliger Mann, ist sie zugleich eine ganz selige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist, so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann immer nur theilweise zu Hause, und so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile bei ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber der Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existirt nur

einmal, aber jeder Mann existirt als Duplikat, einmal für das Haus, und einmal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann corrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist der Diskant, die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen gibt es nur ein Mittel: beständige Abwesenheit des Gegenstandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Geschichte der Liebe die Geschichte der Herzen, und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometa-Geschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann blos ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! Die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben blos gute Eigenschaften, die Frauen sind gute Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an, er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit,

und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit; ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind. — An dieses Sprichwort schließen sich zwei andere an, nämlich:

„Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!"

und:

„Ehen werden im Himmel geschlossen!"

Jetzt haben es die Männer gut! Da die Mädchen jetzt so veränderlich sind, und alle Tage anders, so kann man, ohne daß man es weiß, eine und dieselbe, und in ihr zugleich alle Tage ein anderes Mädchen lieben! Darum aber werden die Ehen im Himmel geschlossen, denn im Himmel ist nur eine Stadt, die Stadt Gottes; da hat man nur ein Mädchen. Die Ehen werden im Himmel geschlossen und auf der Erde vollführt, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, heirathen jetzt unsere Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden,

da fänden sie den Weg hin, aber in den Himmel! kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen? Die Barometer und Thermometer sind schuld, daß so wenig Ehen geschlossen werden, so wie überhaupt die Wettergläser an der Gottlosigkeit der Menschen viel schuld sind. Früher, unsere Aeltern und Vorfahren, wenn sie wissen wollten, was für Wetter wird, sahen zum Himmel empor, sie erhoben den Blick zu der großen, blauen Decke, zu dem Gnadenbriefe Gottes mit den Sternenlettern und dem großen Sonnensiegel, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, trägt den Geist näher zu Gott empor; sie sahen empor zu dem großen, unendlichen blauen Regen- und Sonnenschirm, und dachten an die unsichtbare Macht, die diesen Schirm ausgespannt hat zum Schutz und Schirm ob unserm Haupte, und wurden frommer und gottesfürchtiger; jetzt sehen wir blos nach Wettergläsern, wir unterhandeln nicht mehr mit dem Himmel selbst; die Wettergläser sind unsere Dolmetscher, und wir vergessen ganz auf den großen Urheber aller Wetter. Alle Wettermaschinen sind gottlose Erfindungen. Was ist ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Himmel, der uns heimsuchen könnte, den Stuhl vor die Thür setzt? Wenn man sich keinen Blitzableiter aufs Dach setzen könnte, so würde man sich, wenn der Himmel naht mit seinen Feuerblicken und Donnerschritten, einen Blitzableiter des Gewissens ansetzen, aber so ein Blitzableiter aufs Dach ist nichts, als daß man den lieben Himmel zum Hause hinauskomplimentirt und sagt: „Möchten Sie nicht gefälligst bei meinem Herrn Nachbar

einkehren!“ Da also durch die Wettergläser und durch die Weingläser unsere Männer nicht zu dem Himmel emporsehen, so sehen sie nicht, daß der Himmel voll Geigen hängt, und daß im Himmel Ehen geschlossen werden. Unsere jungen Männer sehen, wenn sie heirathen, auch nach einem Heirathsglase; steht nämlich das Silber hoch, dann ist schönes Wetter, und sie gehen spazieren auf Freiersfüßen; ist das Silber ganz tief und wenig, so dünkt ihnen das Mädchen unter Null. Das Sprichwort sagt: „Liebe kann viel, aber Silber und Gold können Alles.“ Wenn jetzt ein Mann sagt: „Ich bin in das Mädchen verliebt!“ so soll das eigentlich heißen: „Ach, ich bin in das Mädchen versilbert!“ Sie verlieben sich in das Silber, und versilbern die Liebe. Liebe und Geld! Sie lieben ein Mädchen mit Geld, aber sie wollen nicht so viel Gegenliebe als Gegengeld! Früher haben die Männer die Liebe für baare Münze genommen, jetzt nehmen sie baare Münze für Liebe. Wie verschieden aber ist die Liebe bei den Männern und bei den Frauen. Der gescheidteste Mensch wird ein Narr, wenn er liebt, das albernste Mädchen wird klug, wenn es liebt. Die Männer lieben in der Jugend, sie lieben im Alter. In der Jugend lieben sie mit aller Stärke der Leidenschaft, und im Alter mit aller Schwäche der Leidenschaft. Der Mann liebt in der Liebe nicht so sehr das, daß er liebt, sondern daß er geliebt wird, darum sind die Männer noch eifersüchtig, wenn sie schon längst aufgehört haben, zu lieben; die Frauen aber eifern nur, so lange sie lieben. — Die Launen der liebenden Frauen

sind Schwächen, die Launen der liebenden Männer sind Krankheiten.

Das Herz der Frauen wird in den Thränen der unglücklichen Liebe aufgelöst, das Herz der Männer wird in diesen Thränen blos versteinert. Unsern Männern ist die Liebe blos ein Magnet, aber sie wissen, daß die Magnete stärker ziehen, wenn sie mit Metall vereint sind, darum kann bei ihnen die Liebe viel, aber sie kann Alles, wenn sie mit Gold armirt ist.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus."

Das soll wohl heißen: Wer das Glück hat, führt sie wieder nach Haus, nach Haus zurück, wo er sie geholt hat.

Ein deutsches Sprichwort sagt ferner:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus,
Sonst trägst Du wenig Ehr' heraus."

Dieses Sprichwort hat auch sein Häkchen; es ist nicht wahr, je mehr der Mensch in Nachbars Haus geht, desto mehr Ehre trägt er heraus, nicht seine, sondern die Ehre des Nachbars, die er abschneidet. Ueberhaupt, wie weiß man jetzt, wo des Nachbars Haus ist? Man müßte nur in den Grundbüchern nachschlagen, wie viel bereits darauf intabulirt ist; oft geht man in des Nachbars Haus, allein das Haus des Nachbars ist nicht mehr des Nachbars Haus.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit."

Wir haben jetzt um die Hälfte Wahrheit weniger, als früher; denn man sagt, es gibt jetzt keine Kinder mehr. Die Wahrheit ist also blos auf die Narren angewiesen. Der Palast der Wahrheit ist im runden Narrenhause, das ist den Leuten zu rund. Die Narren reden die Wahrheit. Ein kluger Mensch wird nicht so ein Narr sein, und wird die Wahrheit reden. Im Wein ist auch Wahrheit; der Wein wirft die Leute unter den Tisch, folglich liegt die Wahrheit unter dem Tische, wo sie mit Füßen getreten wird, denn die Wahrheit darf man keinem Menschen an den Kopf werfen, man muß froh sein, wenn man sie ihnen unter den Fuß geben kann!

Die Wahrheit unterscheidet sich von der Lüge dadurch: die Lüge erröthet, wenn sie sich zeigen muß; die Wahrheit erröthet, wenn sie sich verbergen muß.

Die Narren sind gar nicht übel daran! es heißt auch:

„Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold."

Die Narren sind gar keine Narren, daß sie Narren sind. Wenn dieses Sprichwort wahr ist, wird Jedermann so klug sein, ein Narr zu sein! Ich sage zuweilen aber deshalb die Wahrheit, damit Weiber, Glück und Gold mich für einen Narren halten, und mir hold sein sollen; indessen sind Weiber, Glück und Gold auch keine Narren, und halten Einen blos zum Narren. An dieses Sprichwort schließt sich ein anderes an:

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Gewiß! denn der Himmel läßt seine Gelehrten nicht fallen. Unsere Gelehrten sind blos wie aus den Wolken

gefallen! Wie könnten sie auch vom Himmel gefallen sein? Wenn man aus dem Himmel fällt, muß man doch auf der Erde auf Etwas fallen. Unsere Gelehrten fallen aber auf der ganzen lieben Erde auf gar nichts! Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Ach! meine freundlichen Leser und Leserinnen, der Mensch hört nicht auf, dem andern Menschen eine Grube zu graben, bis ihm die letzte Grube gegraben wird.

Nur der Stein, der den todten Menschen gesetzt wird, ist, als wär' er den lebendigen Menschen vom Herzen gefallen. Nur, wenn ein Mensch einen Stein auf dem letzten Brete hat, hat er bei uns einen Stein im Brete vor. Nur, wenn der Mensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge für ihn zu; nur, wenn er uns nicht mehr hören kann, reden wir nichts, als Gutes von ihm. Der Mensch hält es mit dem Menschen, wie mit dem Tage, und sagt: man soll den Tag und den Menschen nicht loben, bis sie zu Ende und begraben sind. Die kleine Scholle, die der Mensch unter sich hat, wird ihm nicht eher gegönnt, bis er die Scholle über sich hat. Das Grab des Menschen ist nichts, als die Pause seiner Leiden, und der Grabstein ist nichts, als ein Wegweiser in ein Land, wo kein Mitmensch wartet, bis man gestorben ist, um Einem das Leben zu gönnen. Gott hat dem Menschen drei Ringe mit auf die Erde gegeben, die Liebe, den Traum und die Thräne, und sagte: „genießt sie und seid glücklich!“ darum besteht unser Leben aus drei

Minuten, eine zu lieben, eine zu träumen und eine zu weinen, und in diesen drei Minuten gehen die Menschen an einander vorüber, und verkürzen sich die Minute der Liebe und die Minute des Träumens, und nur die Minute des Weinens wird uns vollwichtig gegönnt. Die Minute der Liebe, und die Minute des Träumens, sie gehen alle ein in dem salzigen Wasser der Thränenminute, und jede Thräne gräbt in unser Antlitz ein offenes Grab, eine Grube, in die sie selbst hineinfällt, und während dieser Minute gräbt ein Mensch dem andern noch eine Grube. — —

Was ist der Mensch? — In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. Was wäre aber das menschliche Leben, wenn wir die Minute des Liebens, des Träumens und des Weinens nicht hätten? Aber es gibt nur eine Liebe, die tugendreiche, und nur einen Traum, den Vortraum vom Himmelreiche, und nur eine Thräne, die liebreiche, und es soll kein Mensch den Menschen beurtheilen, als in der Minute der Liebe, und es soll kein Mensch die Träume des Menschen deuten, als in der Minute des Traumes, und es soll kein Mensch die Thränen der Menschen ermessen, als in der Minute der Thräne.

Nach diesen drei Minuten kommt der Tod, der Einzige, der Allen eine Grube gräbt, in die er nicht selbst hineinfällt, und führt den Menschen ein in das Land, wo das Leben keinen Traum, und die Liebe keine Thränen hat.

Was ist der Tod? — Der Tod ist nichts, als der lebendige Beweis, daß kein Mensch auf der Welt unentbehrlich ist. Das Glück der Menschen ist, daß das Leben zu kurz ist für das Unglück, und das Unglück der Menschen ist, daß das Leben zu lang ist für das Glück. Der Tod kommt gewöhnlich im Winter des Lebens, und noch öfter im Frühlinge der Natur. Gerade in jedem Frühlinge, wenn sich die Erde bunt kleidet, kleiden sich die Menschen schwarz; gerade das Erwachen der Natur bringt oft Todesschlaf mit sich. Es ist gleichsam, als ob die Mutter Erde, wenn sie frisch die Augen aufschlägt, viele ihrer Kinder zu sich rufe, und dann Blumen und Rosen auf ihr Grab pflanze, und auch der Frühling gräbt so lange Allen eine Grube, bis er selbst auch in die Grube fällt.

Die Erde selbst ist eine Kokette, sie kann den hohen, mit Schnee bedeckten Scheitel nicht verbergen, und dennoch schmückt sie ihren Hals und Busen stets mit neuen frischen Blumen, denn das Sprichwort sagt: „Jung gewohnt, Alt gethan!“ Das ist auch ein Sprichwort, das nichts mehr taugt; da man jetzt in der Jugend alt ist, und im Alter jung thut, so muß es heißen: „Alt gewohnt, Jung gethan!“ Deshalb ist auch das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht!“ nicht mehr anzuwenden. Es gibt keine alte Liebe mehr! Ich habe letzthin in einer Zeitung eine Todesanzeige gelesen: „Gestorben Josepha Rintelmayer, alt 6 Monate, an Altersschwäche.“ So geht es unserer Liebe auch. Wenn sie ein halbes Jahr

alt ist, stirbt sie an Altersschwäche. Früher bezog sich der Ausdruck „jung und alt" auf verschiedene Menschen, jetzt kann man von einem und demselben Menschen sagen: „jung und alt"; unsere jungen Männer sind jetzt weniger liebenswürdig, aber sie sind desto ehrwürdiger, denn „das Alter muß man ehren!" Das Sprichwort sagt: „Alter Wein, junges Weib, junger Witz, altes Geld, sie erhalten den Preis in der Welt!" Das sind vier schöne Sachen in verschiedenem Alter, allein es herrscht viel optische Täuschung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er sei alt, und von mancher alten Frau, sie sei jung. Manches Frauenzimmer sieht von weitem beinahe schön aus, und in der Nähe ist sie bei weitem nicht hübsch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurtheilen nach dem, was er uns kostet, ist er alt, wenn wir ihn aber beurtheilen, nachdem wir ihn kosten, so ist er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz, die darf man nicht suchen, es ist ein Glück, wenn man sie findet. Wenn Einem die Frau ausgeht, das ist noch kein Unglück, aber wenn Einem der Witz ausgeht, das ist ein Unglück; indessen ist es beim Witz ein Trost, ein trauriger Trost, daß Einem jeder Witz am Ende heimkommt.

Man sagt: „wenn der Wein hineinkommt, kommt der Witz heraus." Es ist nur schade, daß manchmal ein guter Wein hineinkommt, und ein schlechter Witz kommt heraus. Der alte Wein fängt zu gähren an, wenn am Stocke der junge Wein gekeltert wird. Die alten Weiber

gähren auch, wenn die jungen Mädchen lieben. Guter Wein erfreut das menschliche Herz, gute Weiber erfreuen das menschliche Herz und gute Witze erfreuen das menschliche Herz, aber gutes Geld erfreuet auch ein unmenschliches Herz. Geld und Wein, je länger man sie liegen läßt, desto weniger hat man das Herz, sie anzurühren. Witz und Weiber, je schneller man sie an Mann bringen kann, desto besser ist es. Ein Weib und einerlei Wein schaden nicht, vielerlei Weiber und vielerlei Wein sind schwer zu vertragen. Die Frauen sind wie Blumen; eine erquickt und ergötzt, wo viele Blumen und viele Frauen in einem Zimmer beisammen sind, machen sie Kopfweh! Mancher wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann, und Mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann. Mit Witz und mit Menschen ist es wie mit den Bergen. Der Mensch auf der Fläche sieht nur einzelne Berge, der Mensch auf der Höhe sieht die Kette, die Gebirgskette; der flache Witz sieht nur einzelne Persönlichkeiten, den einzelnen Menschen, der hohe, edle Witz sieht und überblickt die Menschenkette. Der Witz und die Frauen sind sich auch darin gleich, daß sie sich nicht viel mit der Orthographie befassen. Der gescheidte Mann denkt erst und spricht hernach, die dummen Menschen sprechen zuerst und denken hernach; der Witz und die Frauen denken und reden plötzlich, auf einmal, und es ist doch oft besser, als alles Wohlüberdachte, was die Männer reden. Der Witz und die Frauen schreiben auch gleichartig, sie haben immer noch etwas nachzutragen, noch ein postscriptum. Die

Frauen schreiben, wie sie reden, liebenswürdig, aber ausführlich. Wenn eine Romanschriftstellerin ihre Heldin sagen läßt: „Johann! trag' er den Brief auf die Post!“ so drückt sie dieses folgendermaßen aus: „Ach, der raschelnde Wind trug säuselnde Blätter in das heimliche Stübchen, wo mit dem glühendsten Schmerz der heißesten Sehnsucht, der brennendsten Liebe die goldlockige Apollonia mit trübstem Blick in die schwirrenden Mücken der tanzenden Sonnenstäubchen hineinsah. Ein liebeathmender Brief an den schmerzlich Entfernten ruhte in den liliengeformten Fingern der feingedrechselten Hand. Apollonia's thränenumflortes Auge ruhte mit sichtlicher Bebung auf den schwimmenden Zügen. Mit ängstlicher Schwankung und liebender, leise verhallender Stimme flisterte sie endlich wehmüthig: Johann! trag' er den Brief auf die Post!“

Auch bei dem Witz, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist es, wie Sie sehen, das Unglück, daß er nicht zu reden weiß, und auf das Ende kommt es doch an, denn das Sprichwort sagt: „Ende gut, Alles gut!“ Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß das schon allein, daß ich ende, gut ist, folglich ist — Alles gut. Das Ende ist vor allen Dingen das Beste, — das Ende vom Tage, vom Liede, vom Leben. Derjenige wohnt gewiß am ruhigsten, der am Ende der Welt wohnt. Das Ende der Zeit wird gewiß die beste aller Zeiten sein. Oft muß man eine Sache zu Ende hören, um zu wissen, daß sich die Sache gar nicht anfange. Ein kurzes Ende ist das beste: „Heute roth und Morgen todt!“

das ist der kürzeste Endreim vom gereimten wie vom ungereimten Leben.

Die Erde ist eine Mutter, die ihre Kinder und Lieblinge wieder in ihrer Brust begräbt; und tragt denn nicht Jeder von uns, meine freundlichen Leser und Leserinnen, einen kleinen Friedhof voll theurer Todten, eine kleine Familiengruft in der eigenen Brust?

Ein jeder Mensch, er hat in seinem Herzen
Wohl eine kleine Gruft sich angelegt,
In die er nach und nach mit stillen Schmerzen,
Was ihm gestorben ist, hinunter trägt;
Und d'rüber brennen dumpf, wie Trauerkerzen,
Die Leiden, ewig still und unbewegt,
Und über diesem Herzen, voll von Todten,
Wird uns vom Aug' der Thränenkrug geboten.
Und Liebe, Hoffnung, Wünsche, was nur immer
Das Leben bringt im frühen Jugendschein,
Das legen endlich wir in's Todtenzimmer,
In uns'res Herzens Todtenkammer ein;
Von Thränen balsamirt, vergeh'n sie nimmer,
Wir selber sind ihr einz'ger Leichenstein,
Doch nächtlich, wenn wir einsam in uns gehen,
Da fühlen wir die Todten auferstehen.
Und Vieles haben lebend wir begraben,
Und scheintodt in die Herzensgruft gesenkt:
Die Hoffnungen, die tief geschmerzt uns haben,
In unser Dasein täuschend sich gemengt,
Die Liebe, die mit bittersüßen Gaben
Des Lebens Zitterblume hat getränkt;
Und wie wir sie als Todte auch verbergen,
Sie schlummern leise nur in ihren Särgen.

Erinnerung kann ihren Schlummer enden,
Sie wachen dann im finstern Herzen auf,
Sie klopfen an des Herzens Seitenwänden
Und rufen aus der tiefen Gruft herauf,
Sie kratzen mit den wunden, blut'gen Händen
An unf'res Herzens schmerzlich wildem Lauf,
Und fahren fort, zu hämmern und zu pochen,
Bis endlich sie den Herzenssarg gebrochen.

Und ist das Herz gebrochen, dann erst ringen
Die Todten aus der Gruft sich hoch empor,
Mit uns vereint zum ew'gen Licht zu dringen,
Zum jubelvollen, reinen Geisterchor.
Im ew'gen Lichte wird sich fest umschlingen,
Was sich geliebt im ird'schen Nebelflor,
Denn nur der Tod, das Ende nur vom Leben,
Kann uns den Anfang alles Daseins geben.

Betrachtungen über den Mangel an Menschheit bei dem Ueberfluß an Menschen.

Sie werden nicht in Abrede stellen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es überflüßige Menschen auf der Welt gibt, zum Beispiel: Humoristische Vorleser.

Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt verschiedene Ueberflüsse; es gibt nothwendigen Ueberfluß, und es gibt überflüßigen Ueberfluß. — Tausend und tausend Concerte sind ein überflüßiger Ueberfluß, allein ein Concert für Verunglückte ist ein nothwendiger Ueberfluß; dieser nothwendige Ueberfluß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat mir Ihren Ueberfluß an Güte und Milde bewiesen, und das ist ein Ueberfluß, bei dem Herzen und Augen überfließen. Dieser Ihr Ueberfluß hat bei mir sogleich einen Mangel hervorgebracht, nämlich an hinreichenden Sperrsitzen, und Sie sehen in mir also einen Vorleser, der bei seinen eigenen Vorlesungen heute weder Sitz noch Stimme hat! —

Oft sind gerade die überflüßigsten Menschen sehr nothwendig, das heißt: die Leute, die oft am meisten Ueberfluß haben, die wenden sich in der Noth von uns, wenn wir uns in der Noth an sie wenden, das ist die Nothwendigkeit des Ueberflusses! —

Unsere Liebe war früher Ueberfluß des Herzens, jetzt versteht man unter Liebe Ueberfluß an Herzen. — Die Eifersucht ist auch ein Ueberfluß. O ja! Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, die Eifersucht ist ein sehr nothwendiger Ueberfluß!

Das Herz hat keine Fenster, aber eben deshalb, weil es keine Glasscheiben hat, und man nicht hineinsehen kann, muß man Jalousien daran anbringen! — Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man sogleich noch einen Stuhl für den Othello hin.

Die Liebe ist ein Traum, aber die Eifersucht ist die Traumdeuterin dieser Liebe. Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girirt wurde. Man spricht viel von dem Schmerz erster Liebe, aber sie ist nichts gegen den Schmerz erster Eifersucht. Die Eifersucht ist der blutrothe Scharlach, in den das Dogenschwert der Liebe gehüllt ist, wirft man sie weg, so verrostet die Liebe.

Betrachten wir die Liebe bei Verliebten, das heißt: die Liebe im rohen Naturzustande, und dieselbe Liebe bei Verheiratheten, das heißt: im Industriezustande, wie verschieden sind da Mangel und Ueberfluß, Liebe und Eifersucht!

Als Verliebte waren sich Beide Alles, also zwei Alles — als Verheirathete sind aus zwei Alles zwei Hälften, zwei Ehehälften geworden. Die Ehe ist ein arithmetisches Räthsel; zwei Halbe, die zusammen

kein Ganzes machen; zwei Halbe, die zusammen kein Maaß halten. —

Unter den überflüßigen Menschen stehen die Hagestolzen obenan.

Das Leben ist ein Theater. Die Hagestolzen sind Schauspieler, die in ihrer Jugend als Liebhaber blos Gastrollen gespielt haben; darüber haben sie sich unvermerkt über die Zeit der Familienväter hinausgespielt, und nun als zärtliche Alte finden sie kein festes Engagement mehr, sie machen also in ihrem Alter blos Hausfreunde und chargirte Charaktere!

Die menschlichen Herzen sind ein Frag- und Antwortspiel. Die Männerherzen sind die Fragen, die Frauenherzen die Antworten. Das Schicksal mischt die Karten und zieht die Antworten und die Fragen; die Männer, die nicht heirathen, die sind also die ungezogenen Fragen.

Wie ungerecht, wie bitter und herzlos sind also die Menschen nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß sie nur die alten Mädchen lächerlich finden, und nicht tausendmal mehr die alten Hagestolzen!

Im Herzen eines jeden alten, unverheiratheten Mädchens liegt ein tiefes Trauerspiel voll durchweinter Scenen, voll von stillen, herzzerreißenden Monologen, voll der erhabensten, edelsten, ungekannten und unverstandenen Resignation! In einem jeden solchen Herzen liegt eine Schicksals-Tragödie voll unendlicher Wehmuth und Entsagung, voll von stillen Schmerzen und lautlosen

Klagen, voll getäuschter, hintergangener, verlachter, oder, was ärger ist, voll nie verstandener Sehnsucht. Allein in dem Herzen eines alten Junggesellen liegt nichts, als die alte Theatergarderobe seiner gespielten Hauskomödien. Was bei dem weiblichen Geschlechte Schicksal ist, ist bei dem männlichen Schuld. Freilich ist es auch da nicht immer Schicksal, und viele Frauenzimmer, die zu sehr wählen, bedenken blos in ihrer Jugend nicht, daß die Mädchen wie die Bäume sind: je mehr sie in ihrem Frühlinge ausschlagen, desto mehr sehen sie im Herbste von sich abfallen.

Von den überflüßigen Hagestolzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehen wir auf andere überflüßige Menschen über. Es ist in der neuesten Zeit viel über die Uebervölkerung der Welt gesprochrn worden, und man fürchtet, daß es bald so viele Menschen geben wird, daß sie nicht alle Platz haben werden. Ein jeder Mensch sucht einen Platz. Es ist sonderbar, wenn man spazieren geht, so sieht man, daß unsere öffentlichen Plätze von den Menschen gar nicht besucht werden; sucht man aber einen öffentlichen Platz, so ist er gewiß schon doppelt besetzt!

Sonst jagt Alles im Leben nach Plätzen; sie werden einem stets angeboten, aber man bekommt sie nicht. Wenn ein Supplikant in Demuth kommt, um einen Platz zu bitten, so ist das Erste, was er hört: „Nehmen Sie Platz!“ — „Ach,“ sagt der arme Supplikant, „das ist's ja eben, warum ich komme, ich nehme Platz, geben Sie mir nur Platz!“ Allein da wird ausgewichen, und

es heißt: „Stellen Sie sich an meinen Platz!“ Das würde der Supplikant recht gerne thun, allein es rührt sich Niemand von seinem Platz. Es geht mit unsern Plätzen, wie mit den vornehmen Gasthaus-Tischen, alle Plätze sind belegt, kein Platz ist recht besetzt!

Unsere Recensenten sind nicht so dumm, wie sie ausschauen, das heißt: wie sie schreiben. Wenn unsere Recensenten recht begeistert sind, wenn sie die Sprache in ihrer lieblichsten Blüte, in ihrer schwelgerischsten Schönheit erfassen, so sagen sie: „Herr Melampus füllte seinen Platz aus.“

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Es ist eine große Kunst, seinen Platz auszufüllen, und es gibt blutwenig Melampusse auf der Welt. Es ist eine noch unentschiedene Frage: „ist der Mensch erschaffen worden, um einen Platz auszufüllen, oder ist der Platz erschaffen worden, um einen Menschen auszufüllen?“

Was ist der Unterschied zwischen einem Platz und einer Stelle? Um jeden Platz und um jede Stelle schlagen sich wenigstens Zwei, der Schwächere bleibt auf dem Platz, und der Stärkere bleibt auf der Stelle! —

In jeder Sekunde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird ein Mensch geboren, in jeder Sekunde stirbt ein Mensch, oder wird gestorben; das Gleichgewicht würde also nicht gestört werden, wenn nicht andere Umstände eintreten würden. Wer bürgt uns dafür, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß nicht in der

Sekunde, wo ein schönes Mädchen stirbt, ein häßliches geboren wird; oder, daß nicht in der Sekunde, wo ein geistreicher Mensch stirbt, ein dummer Kerl geboren wird? —

Noch ein Mißverhältniß findet Statt; es werden nämlich mehr Mädchen als Knaben geboren. „Im Rheingau allein,“ sagt die allgemeine Zeitung, „wurden in diesem Jahre 5476 Mädchen mehr geboren, als Knaben.“ Das ist zwar sehr gütig und sehr liebenswürdig von der Mutter Natur, allein wenn diese Mutter ihre 5476 Töchter wird heranwachsen sehen, wird ihre Natur der Natter-Mutter viel zu schaffen machen.

Was aber noch ein großes Bedenken erregt, ist Folgendes: Man liest wohl in den Zeitungen manchmal: „Hier und da grassirt eine große Sterblichkeit!“ das ist ein Unglück. Allein keiner Zeitung fällt es ein, dann und wann das größte Unglück zu berichten, und zu sagen: „Dort und dort herrscht eine große Unsterblichkeit!“

Daß so viele Leute jetzt unsterblich sind, das kann dazu führen, daß am Ende zu viel Menschen leben werden. Wenn man unsere Zeitschriften liest, so erfährt man von so vielen unsterblichen Künstlern und Dichtern, daß man, wenn man im Gedränge Jemanden auf den Fuß tritt, ganz getrost sagen kann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Unsterblicher!“ —

Alle Augenblicke hören wir von einem Menschen, der sich unsterblich gemacht hat; wo sollen also alle diese Menschen am Ende hin? Am Ende haben wir Sterbliche

vor lauter Unsterblichen keinen Platz! — Allein es ist doch ein Trost bei der Sache, nämlich, daß von 100 Unsterblichen gewöhnlich 99 Hungers sterben, und der Hundertste lebt nur davon, daß die Andern Hunger gestorben sind.

Die Unsterblichen haben nur ein Hilfszeitwort: „Sein", aber nicht das „Haben". Ihr Sein hört nicht auf, und ihr Haben fängt nicht an. „Sein oder nicht sein?" das ist die Frage; „haben oder nicht haben!" das ist die Antwort. Das Leben ist in der Zeit, und die Menschen sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, zum Beispiel: leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun, und nichts zu leiden haben, das sind die Mittelzeitmenschen, Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, das heißt: Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Conjux muß auf eine andere Art conjugirt, das heißt: abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der

gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

Es gibt nicht nur überflüßige Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sondern auch überflüßige Zeitwörter und Zeiten. Wie überflüßig ist das Wort „gewesen"! Wie hängt sich dieses Wort gleichsam als Todtensense der Zeit an jede Empfindung an! Sie ist schön — gewesen, er ist reich — gewesen, ich bin jung gewesen! In dem Worte: „gewesen" liegt die höchste Moral der Zeit. Das Wort „gewesen" ist das für das Herz, was das Wort „gehabt" für die Tasche ist. Die Vergangenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das ist unser verlornes Paradies. Die Zukunft ist für die Phantasie, die Gegenwart für den Magen, und nur die Vergangenheit ist für das Herz. In der Vergangenheit liegen unsere Luftschlösser und unsere Gottesacker; aus der Vergangenheit blühen unsere Rosen, aus der Vergangenheit leuchten unsere Sterne, aus der Vergangenheit schlagen unsere Nachtigallen, aus der Vergangenheit winken unsere theuren Lieben, unsere vergrabenen Wünsche, unsere eingesargten Hoffnungen, unsere versenkten Entsagungen. —

Die Vergangenheit ist der Witwensitz der Seele, wenn die Gegenwart ihr abgestorben ist, und die Zukunft ihr keine freudige Verbindung gewährt. Jeder Mensch baut sich eine Hütte in der Gegenwart, ein Luftschloß in der Zukunft, aber eine Kapelle baut er sich nur in der

Vergangenheit, zu welcher er wallfahrtet, wenn Hütte und Luftschloß über ihm zusammenbrechen, und er sich hinsehnt mit nassen Augen über stummen Lippen auf den Gräbern seiner abgeschiedenen Freuden zu liegen und zu beten. Es gibt nur eine Gegenwart, die gut ist: die Geistesgegenwart. Mit dem Geiste hat der Mensch auch drei Zeiten, denn jeder Mensch glaubt entweder, er hat Geist gehabt, allein er ist durch unglückliche Spekulationen darum gekommen, oder er hat Geist, oder der Geist wird noch kommen! das Letzte glaub' ich ganz gewiß. Jeder Mensch muß mit der Zeit geistreich werden, es erleben's nur nicht Alle, da sind sie nicht schuld daran, daß der Tod früher kommt, als der Geist!

Es gibt einen vergangenen, einen gegenwärtigen, und einen zukünftigen Geist.

Wir sehen, wie der Geist der Gegenwart sich an dem Geiste der Zukunft schwer vergeht, das ist der zukünftig vergangene Geist; wir sehen, wie unsern literarischen Schriftstellern der Geist ganz vergeht, das ist der vergangene Geist; daß Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, durch diese gegenwärtige Vorlesung in der nächst nächsten Zukunft die Geduld längst vergangen sein wird, das ist mein gegenwärtiger Geist!

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Die geistreichen Menschen gehören auch zu den überflüßigen Menschen. Die geistreichen Menschen sind jene Menschen, die mit dem Geist nicht ausreichen, um als Menschen

zu leben. — Sind die Poeten nicht überflüßig? zu was soll ein Poet? Was ist ein Dichter? Der Nachtwächter der Natur, er schreit aus, wie viel es in der Natur geschlagen hat. — Wenn diese poetischen Nachtwächter nicht wären, die Menschen würden die ganze Natur verschlafen. Allein da kommen die Frühlingsdichter, diese jungen Hasen der Dichtkunst, die nur im Frühlinge gut sind, und schreien, das heißt: und singen, von dem nagelneuen Schauspiel der Natur: Frühling. Die Damen hören von einem nagelneuen Schauspiel der Natur, und fahren auch ins Schauspiel Natur, und sie kommen auch in dieses Schauspiel immer lange nach dem Anfange, und machen auch da einen solchen Lärm, daß weder sie, noch das andere Natur-Publikum ein Wort vom Schauspiel hören können.

Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

Den Dichtern geht es nun mit dem Frühlinge, wie jener kleinen Dorfgemeinde, die einen Rabbi nahm. Sie konnten den Rabbi, den sie nicht mehr anhören konnten, nicht los werden; was thaten sie? die ganze Gemeinde zog sich weg. Unsere Dichter haben so lange gesungen, bis sich der Frühling aus der Natur ganz weggezogen hat.

Alle unsere Dichter singen von unglücklicher Liebe; sie lieben alle unerhört, das glaub' ich, sie singen auch unerhört! Wenn erst die Gegenstände alle singen könnten, die von Dichtern geliebt werden, da würden wir erst sehen,

was unglückliche Liebe heißt! Allein es ist gar nicht wahr, sie lieben sehr glücklich, sie sind wie die reichen Leute, wenn sie recht viel haben, so jammern sie. Weil Daphne zum Lorbeerbaum verwandelt wurde, als sie vor Apollo davonlief, so laufen alle unsere Dichter blos jenen Mädchen nach, die davonlaufen; das ist ihr laufender Lorbeerbaum. Die Liebe in unseren Gedichten ist eine Nachtwandlerin, sie klettert an den Wänden hinauf, als ob sie Zahnreißen hätte, sie wandelt auf den höchsten Höhen, nahe bei den Sternen, wenn man sie aber bei ihrem wahren Namen ruft, so fällt sie herab und ist maustodt.

Die Liebesdichter waren früher wie die Glasharmonika, sie spielten nur durch einen Händedruck; jetzt sind die Liebesdichter wie Orgelpfeifen, sie spielen nur, wenn sie mit Füßen getreten werden.

Die Dichter singen von der Liebe, das ist eine ausgesungene Leidenschaft! Sie ist wie eine alte Sängerin, Stimme hat sie keine mehr, blos Schule und Methode.

Die Liebe ist das Kind der Poesie, darum ist auch das Kind so schwach, weil es bei Wasser aufgezogen wird. Die Liebe lebt nur noch in unseren Gedichten. Das ist ein trauriges Leben. — Jeder Dichter macht sich ein Ideal, dieses Ideal gibt er nicht um eine Million hin, warum? weil er sich eine Idee macht von einem Ideal, von einer Million aber kann er sich gar keine Idee machen. Ein Ideal bekommt man zuweilen auf Kredit, aber keine Million.

Und der Kredit, er ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und sollt' er auch im traurigsten Fall,
Gar Zwanzig von Hunderten geben;
Doch wer auf ein Pfand nichts kann haben,
Der ist lebendig begraben.

Wenn die Dichter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ganz überflüßige Menschen sind, so gibt es andere Menschen wieder, die bis zu einem gewissen Punkt höchst nöthig, aber dann höchst überflüßig sind, im poetischen Schwunge nennt man sie — Gläubiger!

Bis sie, die Gläubiger nämlich, das Geld leihen, sind sie höchst nöthig; von dem Augenblicke an aber, wo sie es hergeliehen haben, sind sie höchst überflüßig. Warum heißen sie Gläubiger? weil sie immer glauben, sie werden bezahlt.

Schiller aber sagt: „Ihr Glaube war ihr zugewogenes Glück.“ Es war aber ein Aberglaube, und sie müßten eigentlich Abergläubige heißen.

Was ist das ganze Schuldenmachen? Ein Bonmot, ein Wortspiel. Auf der einen Seite stellt man den Wechsel aus, auf der andern Seite stellt man die Zahlung ein, das ist die Bellankasterische Methode, oder der wechselseitige Unterricht. Wer aber die menschliche Dankbarkeit kennen lernen will, der soll für Jemand gut stehen. Der Dankbare wird ihn für das Gutstehen sogleich gut sitzen lassen! Das ist der festgesetzte Preis verbürgter Gerichte. — Endlich kommt es in der menschlichen Gesellschaft nicht darauf an, daß man keine

Rechnung schuldig bleibt, sondern daß man keine Antwort schuldig bleibt. Das ist der Sieg eines präsentirten Menschen über einen präsentirten Wechsel.

Unter die überflüßigen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zählen wir noch die Schriftstellerinnen.

An der table d'hôte der Literatur sollen die Frauenzimmer mitsitzen, mitgenießen, die Gerichte mit zarter Hand herumreichen, aber sie sollen weder tranchiren, noch vorlegen. Die Frauenzimmer sollen die Menschheit lieben, nicht sie zergliedern, den Menschen beurtheilen, aber nicht beschreiben, die Liebe empfinden, nicht sie schildern, sie können auch Romane spielen, aber nicht drucken lassen. Die weiblichen Herzen sind Improvisatoren. Jedes Thema von Liebe, Tugend, Menschlichkeit und Zartheit wird von ihnen innig und gefühlvoll variirt; Liebe und Treue sind ihre Themata, die von den Männern aufgegeben werden. Aber Improvisationen muß man nicht drucken lassen. Jeder Schriftsteller soll Alles, was er schreibt, erst einem gebildeten, geistreichen Frauenzimmer vorlesen. Das weibliche Herz ist der einzige Richterstuhl männlicher Thaten; das weibliche Gefühl ist der einzige Richterstuhl aller poetischen Erzeugnisse. Ihr Erröthen ist die Feuerprobe, ihr Lächeln die Goldprobe, ihre Thränen die Wasserprobe der Wahrheit.

Der Mann muß erst ein Brennus-Schwert in die Wagschale werfen, um zu wissen, wo die Schale sich hinneigt; bei der Frau reicht ein Rosenblatt, ein

Sonnenstäubchen, eine versteckte Thräne zum Uebergewichte hin.

Die Empfindungen in dem Herzen der Männer sind nur Uebersetzungen aus dem weiblichen Herzen, die in der Uebersetzung viel verloren haben. In den Frauenherzen ist die Geschichte der Liebe, in den Männerherzen ist die Fabel der Liebe. In dem Frauenherzen ist die Treue eine neue Auflage derselben Liebe, in dem Männerherzen ist sie die gedehnte Fortsetzung der Liebe. — Das Frauenherz preßt selbst noch aus den abgefallenen Blättern der Liebe die Thränen der Erinnerung und das Oel der Freundschaft, das Männerherz aber wirft diese abgefallenen Blätter der Liebe in eine Vase, um sein Zimmer zu parfümiren.

Darum sollen die Frauen richten über die Menschen und Empfindungen, und selbst über Bücher; aber sie sollen nur keine schreiben. Nicht nur die Menschen können ohne Schriftstellerinnen bestehen, sondern auch die Unmenschen, das heißt: die Buchhändler.

Die Männer schreiben Romane, die Frauen auch. — In dem Männer-Romane ist die Liebesgeschichte wie eine Cigarre; auf der einen Seite brennt es, und auf der andern Seite dampft es; dabei werden Gottlob die Cigarre und der Roman immer kürzer. In dem Frauen-Romane aber ist der Stoff wie ein Strumpf, er wird immer länger, von oben hinab; wenn Robert eine Masche fallen läßt, so nimmt Louise zehn Maschen auf, und strickt jede Empfindung dreimal herum. Liebe ist

der Stoff zu allen Romanen; allein die Männer-Romane sind wie Männer-Garderoben, ein blauer Frack und ein schwarzer Frack, glückliche Liebe und unglückliche Liebe; aber die Liebes-Garderobe der Schriftstellerinnen hat alle Farben, schwarze Liebe, blaue Liebe, Rosa-Liebe, Ponceau-Liebe, Lila-Liebe, Chamois-Liebe u. s. w. — Sie verzehren in jedem Romane den ganzen Speiszettel der Liebe. Zuerst Liebe in der Suppe, dann Monatsliebe mit Butter, dann heißabgesottene Liebe, dann Liebe mit vol-au-vent, dann Liebe mit Parmesan, dann Liebe am Spieß gebraten, dann grüne Liebe mit Sellerie, dann Emmenthaler-Liebe u. s. f. — Die Liebe in den Frauen-Romanen kommt mir vor, wie der Mond; alle Augenblicke ist Neumond, und es ist doch immer derselbe Mond, und es kommt immer zu demselben letzten Viertel.

Der Romanschreiber und die Romanschreiberin, Beide braten die Herzen ihrer Helden, aber der Schriftsteller bratet die Herzen wie Kartoffeln, er sammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt, scharrt sie in glühende Asche ein, und sieht sich weiter nicht um, bis sie ganz gebraten sind. — Die Schriftstellerinnen braten die Herzen wie die Kastanien; bevor sie sie in die Pfanne hauen, schneiden sie in die Herzen noch selbst hinein, nnd bleiben dabei, und schütteln sie über der Gluth, bis die Kastanien und die Herzen aufspringen. Bis diese Herzen aufgesprungen sind, ist der Leser auch schon aufgesprungen, und läßt die Schriftstellerin mit ihren Personen allein. — Ein Frauen-Roman ist wie das Wasserglacis, ein Paar

braucht die Kur, und Hundert laufen auf und ab und besetzen alle Bänke, aber am Ende finden sich die liebenden Herzen durch die Bank zusammen.

An die überflüßigen Menschen könnte ich noch eine Menge Dinge anreihen, die überflüßig sind, zum Beispiel: Affen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen sein können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die Künstler überflüßig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborner Künstler. In der Kunst ist Alles von Wechselwirkung. Zuerst kam der Hund aufs Theater, dann kam das Theater auf den Hund! dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler; dann kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück wie die ersten Kunst-Helden; dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrigt!

Daß der Mensch ein Aff' ist, das ist gar keine Kunst, da gibt es sehr viel Naturalisten unter den Menschen, und wenn ein Affe ein Künstler ist, so stehen die Haustheater künstlerisch sehr hoch! —

An diese überflüßigen Wesen schließt sich noch eine Gattung Kunstmenschen an, die auch überflüßig sind: „Die redlichen Finder“, die so oft gebeten werden,

und so selten erscheinen. Ein redlicher Mann darf gar nichts finden, nicht einmal einen Gönner. Die „redlichen Finder“ sind ohnehin nur eine Redensart, eine polizeiliche Schmeichelei. Wo sollen in unsern Zeiten die redlichen Finder herkommen, wo kein Mensch mehr etwas zu verlieren hat?

Es wird jetzt nur ein Ding auf der Welt verloren: die Prozesse. Das sind die redlichen Verlierer! Aber zu diesen redlichen Verlierern findet sich kein redlicher Gewinner. — Ein Prozeß ist das wahre Paradies, er wird auf dieser Welt nur verloren, aber nie gewonnen!

Ich könnte Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch Ausdrücke nennen, die überflüßig sind; zum Beispiel: Alle, die Sie so eben von mir gehört haben; allein ich fürchte, wenn ich fortfahre, müssen Sie fortgehen, wobei Sie freilich besser fahren, und wenn Sie sich entfernen, könnten Sie sagen: „Die Vorlesung gewinnt in der Entfernung.“ — Ich schließe also, indem ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, für Ihre edelmüthige Theilnahme, für den überflüßigen Beweis, daß kein Mangel an Menschheit hier herrscht, danke, tiefbewegt und innigst danke, im Namen der Menschheit, im Namen des Himmels, im Namen der unglücklichen Familie, und sollten Sie diese Vorlesung eine „unglückliche Vorlesung“ nennen, so sind Sie nicht sicher, daß ich nicht sogleich noch ein Concert ankündige: „Zum Besten einer verunglückten Vorlesung.“

Salaterien,

oder:

Humoristischer Essig und Oel.

Meine Sterne.

Sie war so schön, mit ihrem langen, schwarzen, aufgelösten Haar! — Die letzte Sommernacht war dieses Mal so schön! Sie ließ die langen, dunklen Locken reich herabflattern, als wollte sie ihr Kind, die Erde, einwickeln in diese gesponnene Seide, und als wollte sie die Welt überdecken mit dem Isisschleier des dunklen Gespinnstes! Die geisterbleichen, zarten Finger der Dämmerung spielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirne der Nacht, wie ein goldenes Regarde-moi; vor dem Monde her tanzten tausend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendstern lugte durch die Finsterniß wie das Auge der Liebe durch dunkle Augenwimpern, und die Milchstraße durchzog wie eine Guirlande weißer Rosenknospen die schwarzen Locken der entkleideten Nacht.

Ich hab' ihn so lieb, den blassen Witwer Mond, wenn er jede Nacht so traurig um die Erde, wie um das

verhüllte Grab seiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerrissene Wolken schreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und still immer fortschreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage sich mit seinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt.

Auch in dieser Nacht war ich mondsüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater; ich kam aus einer fröhlichen, rauschenden Gesellschaft, und gerade in und nach festlichen Stunden hält mein Herz fast immer einen stillen und geheiligten Aschermittwoch; gerade in den großen und rauschenden Macbeths-Tafeln der Freude taucht eine große Wehmuth, wie Banquo's Geist, in meinem Wesen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen, und ruft: „Dorthin schau'!" Ja, während der Mensch alle fünf Pforten seiner Sinne weit aufgesperrt, um die Freude und die Geselligkeit, und das Vergnügen mit ihren rauschenden Geleiten einziehen zu lassen, stiehlt sich unbemerkt die Wehmuth mit ein, und versteckt sich in ein Herzenswinkelchen, und wartet, bis die lärmenden Gäste wieder abgezogen sind, und dann tritt sie hervor und geht mit leisem, aber schmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und nieder! Gerade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freuden-Gebüschen wohnt der Nimmersatt einer dunklen Sehnsucht, und gerade von dem Lärmen und Tosen erwacht der eingeschlummerte Schmerz in unserer Brust, und klammert sich fester und

schmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines großen Jauchzens tönt fast in jedem empfindsamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn auch mit einem bittersüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig still war, wie ein selig Sterbender; die ganze Natur war so klar und so rein, die Luft bewegte sich und wallte so freundlich, wie ein Menschenherz sich hebt und bewegt, wenn es eben eine schöne Handlung begangen. Ich sah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne sieht der wahrhaft gute Mensch noch einen zweiten, und einen dritten, und zuletzt seinen eigenen. Ich sah empor, um meinen Schmerz milde werden zu lassen unter dem Handauflegen der Nacht, und mich besser mit ihm bekannt zu machen, und so recht weich und warm an die Brust zu nehmen, und mich mit ihm allein und einsam auszusprechen, um ihn so recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit Jemanden, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben! —

Ach, wenn wir es nur einmal wissen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unser ist, dann richten wir uns darauf ein, und schließen einen stillschweigenden Jammer- und Resignations-Contract mit ihm; aber die kleinen Zwischenfälle von Licht, die in die Kerkernacht des Unglücks hineindringen; die kleinen Interims-Hoffnungen zwischen den Augen einer großen Hoffnungslosigkeit; die

kleinen, winzigen Erquickungen und Selbsttäuschungen während eines fortdauernden Schmerzes, diese sind es, die den Muth zerfressen und das Herz entnerven, und die Entsagung grausam zerfetzen und zersprengen, so wie eigentlich nicht der grimmige Frost das Fensterglas zersprengt, sondern in den frostablockernden Zwischenmomenten von Wärme und Gluth kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber saß vor dem herabgelassenen Gitter der Nacht, und sie sah mich aus ihrem dunkelfarbigen Schleier traurig milde an, und sprach sanft und tröstend: „Leidendes Herz, ich will dir senden Tröster-Sterne, daß sie dich aufrichten und stärken, und kräftigen und ermuthigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!“ Und durch die herabstäubende Finsterniß flimmerte ein heller Stern hernieder, und umzog mich mit bunten Strahlen und sprach: „Ich bin das Glück!“

„Tröste dich, ich bin das Glück; ich will den goldenen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten, dir den Freitisch des Daseins beladen mit allen Schaubroten des Vollgenusses; dein lichttrinkendes Auge will ich gewinnen mit den buntesten Farben und mit dem lieblichsten Schmelz jeder Gestaltung; dein tondurstendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigsten Klängen, mit den weichsten, girrendsten Tönen; die Ahnung deiner Wünsche will ich in Erfüllung bringen, bevor sie noch träumend deiner Brust sich entrungen, und jede Stunde deines Daseins will ich schmücken mit reichen Gewändern und Edelsteinen

und kostbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!“

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß' ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück! trügerische Malerin, die du alle Wesen mit leerem Scheine überkleidest; Gauklerin! dahintanzend auf dem schwanken, schmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauschgold-Lorbeer, und mit Dekorations-Malerei den Fernen betrügend; laß' ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Wasserblasen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnespforten des Menschen, aber sie dringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß' ab!“

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und sprach: „Ich bin der Ruhm; ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbeers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aufhängen in dem Tempel der Geschichte.“

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß' ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblasenhändler! der du des Lebens blütenreichen Baum und seine fruchtbeladenen Aeste vergüten willst mit einem Kranz aus dürren Blättern,

du Galakleid der irdisch eitlen Seele; dein trockner Glanz labt nicht die lechzende Empfindung und das Herz, das nach einem andern Herzen sehnend ringt! Laß' ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft, und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und sprach: „Ich bin die Phantasie. Ich will eine eigene Welt dir erschaffen, dir anheimgeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir diese Welt zusammensetzen aus den Farben der Iris, aus den Düften der jungfräulichen Rose. Zu den Bergen dieser Welt will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempe- und Chamouny-Thal; zu den Seen den Comer-See und den Genfer-See; zu den Weinbergen die Ungar-Berge und die Tokayer-Hügel; zu den Fluren den Rhein-Gau und Saragossa's Ebenen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Hesperiens Gebüsche; zu den Grotten Vaucluse und Montmorency; zu den Inseln Capri und Rügen; zu den Bädern Nizza und Ischia; und diese Clavierauszugs-Welt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröthen und Nordlichtern, mit Mondschein-Regenbogen und flatternden Lichtern; und die Morgenröthen dieser Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe sie musivisch übergoldet; und diese Welt will ich dir bevölkern mit Carlo-Dolce-Gestalten und Jean-Paul-Titanen; und die Wälder und Büsche will

ich dir vollsiedeln mit Nachtigallen, mit hochjubelirenden Lerchen; und über diese Welt will ich dir eine unendliche Aeolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortspiele, wie eine unsichtbare Geisterhand, und du, du sollst in dieser Schöpfung herrschen, ein unumschränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und sie winden um deine glückliche Schläfe."

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß' ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieser Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die stillverschluckende, und ziehet leise dir eine bunte Feder nach der andern aus, und sie zerdrückt eine schimmernde Glasperle nach der andern, und sie wischt mit ihrem Stundenglase die zauberische Gluth von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, sinkt dein Schmetterlingsfittig nieder, und der erste Schnee, der mein Haupt beschneit, überschneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbespannte Phaeton der Phantasie schleppt sich als unhörbarer Schleifschlitten durch die frosterstarrte Schöpfung! Laß' ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen; und es trat ein anderer Stern zu mir und sprach: „Ich bin die Hoffnung, die reizende Gespielin des Herzeus; des Lebens Morgen- und Abendroth; ich male Elysium auf Kerkerwände;

ich zeige dem gebrochenen Auge paradiesische Welten; ich gieße balsamische Tröstung in die Seele der Leidenden; ich baue goldne Tage in die Nacht der Kummervollen; ich sage zum Schmerz: „Sei fröhlich!“ und zu dem schlaflosen Auge: „Schließ' dich in Frieden!“ ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich bestreue das Lager der Kranken mit dem tröstenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geisterkuße einer blumenüberbauten Zukunft!“ —

Ich aber sprach: „Laß' ab, du rührst und bewegst mir mein Herz nicht! Wohl magst du sein ein Lichtstrahl dem finstern Herzen; ein Carmel=Thau der welkenden Sehnsucht! eine süße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, sinkt zusammen, und dein Zauberstab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröstung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches seines Lebens frischen, rothen Quell, seiner Pulse geheimstes Leben, und seines Wesens tiefste Regung, in unendlicher Liebe gesetzt hat an ein anderes Herz, und dieses Herz hat es getäuscht, und sein Aufzittern in inniger Liebe hat getäuscht, und sein warmer Herzensschlag hat getäuscht, und sein Schwur hat getäuscht, und alle die tausend und abermal tausend süßen, heißen, herzinnigen, liebedurchwebten, liebedurchwirkten Stunden der Betheuerungen haben getäuscht! dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann stehst du da

vor dem Herzen, dessen Resonanzboden zersprungen, und willst einen Ton hineinlügen, dann stehst du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber ist gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, dessen Wurzeln von Täuschung zerfressen, dem kannst du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligste, um das Vertrauen, betrogen wurde, dem kannst du nichts mehr geben. Laß' ab, arme Hoffnung!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und sprach: „Tröste dich, ich bin die Religion! An meinem Busen ist Trost, in meinem Arme ist Ruhe, in meinem Kusse ist Frieden. Laß' nur auszucken dein zerrissenes Herz; laß' austönen deine Lippen die Passionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren seine schneidenden Krystalltropfen und die Tropfsteine des ätzenden Kummers; laß' von dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuschenden Feuerwerke, und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuschung, die Erfahrung, diese geschäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdischen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Brust, in meine Mutterarme, und ich will dich wie einen Neugebornen weich einwickeln in Trost und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja selbst die Liebe, die einfachste und darum die höchste Liebe, und alle Liebe auf Erden ist ja nur ein Abfall meiner Liebe! Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur

bei mir ist die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundeslade des Friedens; ich allein gieße die heilige letzte Oelung in dein sturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!"

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Brust, und es war mir, als löste ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfesselten Ströme und Bäche der Empfindungen rannen und rieselten aus meiner Brust wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und sangen ein freudig Gebet hinein in die rosenrothe Schöpfung.

1.

Frühlingspräludien.

„Como gentle spring, and from the Bosom
Of you dropping cloud in our plains descend.“

Der Frühling kommt! er hat die phlegmatische Luft, die milchartige, zerrissen, und nach ihm stürzt sich der blaue Aether durch den Riß hernieder, und fällt der Erde liebewillig und inbrünstig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus seinem zarten blauen Auge schaut er hernieder und freut sich, daß die Erde erwacht.

Der Frühling kommt! Alle meine Sinne gehen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geschenken, und sie hängen sich an ihn, wie Kinder an einen rückkehrenden Vater, und sie fragen, was er denn mitgebracht hat, und durchsuchen seine Taschen, und der Frühling lächelt, und kost mit meinen fünf Sinnen, und sagt: „Seid nur ruhig, liebe Kinderchen, ich habe euch Allen was mitgebracht, laßt mich nur erst auspacken alle meine tausend bunten Dinge und alle die glänzenden Geschenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentisch voll damit bedecken wie an einem Christabend, und ihr werdet lauter blühende Christbäume und Bescherungen erblicken!“

Der Frühling kommt! Die Luft wird würzig und lau wie der lange Kuß der sichern Liebe, der Himmel schwimmt in einem durchsichtigen Flore, wie das Auge der süßen Gewährung; zwischen den Schneegipfeln ferner Berge flattern blaue Luftbänder herein, und die große Frühlingsfeier schüttelt in meinem Herzen alle riesigen Wintergehänge ab, und der Bach der Lebensfreude rinnt und klingt durch alle meine Pulse, und in allen Winkeln meiner Brust werden Nachtigallen wach, und all mein Blut in meinen Adern singt rothe Jugendlieder und mein Geist treibt Knospen, und Lust und Keckheit sprengen und strotzen aus diesen Knospen hervor an das Mutterlicht des Lebens, und die fülligen Blumen des dreifachen L, Leben, Liebe und Lied, schießen lebensroth und blätterüppig in mir auf, und bauen in mir auf, und bauen in mir einen Frühling im Frühling, ein Herzenstempe im großen Naturtempe!

Der Frühling kommt! Ich komme mir viel besser vor, ich habe mich viel lieber, ich bin so leicht, so froh, ich glaube ordentlich, ich wäre um einen Kopf gewachsen, und was die Hauptsache ist: die Philister sind mir unausstehlich! Im Winter, ich weiß nicht, wie es kommt, im Winter betrachtet man die Philister viel freundlicher, sie kommen einem in der zähen Stubenluft so ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, in Concerten, Picknicks, Abendgesellschaften, und in allen diesen Gewächshäusern des Philisterthums, da gewöhnt man sich ordentlich an sie. Ein Mensch in einem Pelz, in einem

Mantel und in einer Mütze wird schon selbst ein Stück Philister.

Aber im Frühling, wenn man so hinausgeht und sieht, wie unser Herrgott auf allen Wegen und Stegen weise wirthschaftet, wie Alles fröhlich dabei durch die Welt singt, und das Haus beschickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wässerlein ihre Mieder ausgezogen haben, und in den lieben Tag hineinplaudern, und wie die Bäume die Aeuglein aufthun und mit den Sonnenstrahlen liebäugeln, und wie die Gräserchen so schnippisch wohlig aus der Erde gucken, und aus ihren Zellen schlüpfen, und wie die Vöglein zwitschern, und wie die Luft so laumilde ist wie der Odem der Liebe, und wie vor dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unserer Brust Reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns herausbeschwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unser Wesen schwimmt in Poesie, und diese über uns ihre lauten Fluthen zusammenschlägt wie über einer Taucherglocke, dann vergessen wir Alles in und um uns! Da ist er denn endlich wieder! Fenster, Thüren und Herzen öffnen sich, und Alles strömt ihm entgegen, die Menschen aus den Häusern und die Gefühle aus der Brust möchten ihm entgegen laufen, damit er ja nur geschwinder komme. Dann, wenn er da ist und da steht an allen Wegen mit seinen Blumenkörben, als sollte der Herr der Schöpfung in seinem Glanze vorüberziehen, und er wolle ihn festlich empfangen, und auf beiden Seiten am Wege stehen die

blühenden Gebüsche und die duftenden Gesträuche, und die herausgeputzten Bäume, als wollten sie ausrufen: „Erhebt euch, ihr laubgekrönten Häupter und ihr jungfräulichen Blüten, denn der Herr zieht einher in seiner Herrlichkeit!“

Dann bücken sich die Gipfel der Bäume in Ehrfurcht, und die Blätter besprechen sich demüthig untereinander, und die Gräser gucken neugierig aus der Erde heraus, und die Blumen neigen anbetend ihr Haupt, und durch alle Zweige rauscht ein freudiges Hallelujah dem Schöpfer entgegen, der daher kommt in seinem Krönungsmantel mit Blütenhermelin und Rosenpurpur!

Ach, lieber Leser! ist es dir nicht, wenn der Frühling wieder kommt, als käme dir ein alter, lange nicht gesehener Freund wieder zurück, und du stürzest dich an seine Brust, bist so recht selig und recht still. Du hättest zuvor so recht viel mit ihm zu plaudern und zu schwatzen, aber du bist doch still, denn du weißt nicht, wo du beginnen sollst, es drängt sich so Alles auf einmal dir auf die Lippen, und doch kannst du nicht sprechen, bis so nach und nach du lang mit ihm wandelst Arm in Arm, und nun kommt eine Erinnerung nach der andern, und eine Freude und ein Schmerz der Vergangenheit kommt hintereinander, und ihr lebt sie alle noch einmal wieder durch! So ist es mit dem Frühling, wenn er nun kommt, da fliegen wir an seine Brust, und es ist uns so wohl und so wonnig, und wir hätten dem Frühlinge so viel zu sagen und zu klagen, ach, so viel

von dem vergangenen Winter, von den überschneiten Herzen, von den erstarrten Blüten und von den frosttodten Blumen. Aber wir schweigen noch; nach und nach jedoch gehen wir mit dem Frühling immer länger um, und gehen mit ihm zurück in die frühern Frühlinge und in die Vorfrühlinge unseres Lebens, und da schlüpft denn eine Rückerinnerung nach der andern aus dem Architrave der Vorzeit heraus, und leistet uns Gesellschaft und mischt sich traulich in unser Gespräch! Dann gehen wir an der Hand des Frühlings herum in seiner Luftpflanzung, und jede neue Blumenstelle erkennen wir wieder, und um diese Blumenstelle gaukelt der Schatten eines entschwundenen Glückes, den uns diese Blumenstelle im vorigen oder vorvorigen Jahre gewährte; und jeder stille Laubgang ruft uns zu: „Denkst du noch daran?“ und jedes Rosengebüsch ist bevölkert mit Geistern der Erinnerung, welche rufen: „Denkst du noch daran?“ und in dem frischen Säuseln der Blätter tönt uns wieder zu der Refrain früherer Liebes- oder Leidenslieder, und ruft: „Denkst du noch daran?“ — und der geschwätzige Bach murmelt uns halbvergessene Melodien zu und ruft: „Denkst du noch daran?“ und die jungen Zweiglein scheinen mit dem Finger zu drohen und zu rufen: „Denkst du noch daran?“ und aus den Aesten gucken die klugen Aeuglein der befiederten Sänger, und diese bekannten Aeuglein scheinen zu fragen: „Denkst du noch daran?“ So ist der Frühling nur ein großes Auferstehungsfest aller frühern Frühlinge mit ihren Wonnen und ihren

Schmerzen; ein Allerseelentag, der die Gräber unserer versunkenen Hoffnungen und die eingefallenen Leichenhügel unseres Glückes und unserer Wünsche mit seinen Blumen und Immergrün, mit seinen bunten Frühlingslampen und Glühwürmchen überbaut! So komm' denn, o Frühling! Mein Herz ist ein frisches Grab, es liegt eine theure, heißgeliebte, schmerzlich beweinte Leiche in diesem Grabe; ich habe ihr unter Thränen und herzzerreißendem Ach! die freundlichen Augen zugedrückt, und sie mit stillem Kummer eingesargt in die öde Kammer meines Herzens. So komm' denn, Frühling! und besuche mit leisem Schritte dieses Grab, und lege deine grünen Reiser darauf, bedecke es mit dem Weihwasser deines Frühlingsthaues, wehe es an mit deinem sanften Odem, bis einst an jenem letzten Erden= und ersten Himmelsfrühling die Leiche der Liebe frisch emporblühen wird zum Leben, das keine Leichen mehr zurückläßt.

Kleines Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens.

Man hat Dir, meine holde Leserin, schon viele Toiletten-Büchlein geboten, Toiletten-Büchlein des Leibes und Toiletten-Büchlein des Geistes, aber noch nie ein Toiletten-Büchlein des Herzens!

Man ist von Deiner Jugend an, meine holde Leserin, damit beschäftigt, Deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verschönern, groß und gerade zu richten, man hält Dir Tanzmeister und Reitlehrer u. s. w., man ist auch damit beschäftigt, Deinen Geist zu bilden, Du verstehest Musik und Sprachen, Blumenmalen und Singen, Geographie und Geschichte. Man putzt Deinen Körper heraus, wie einen Weihnachtsbaum, und behängt ihn mit tausend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverständigen Menschenkindlein nach seiner Bescherung die Hände ausstrecken sollen; man putzt Deinen Geist heraus, wie ein Schmetterlings-Cabinet, damit er schillere und glänze mit seinem angeflogenen Fittigschimmer und mit seinem Farben-Gaukelspiel das Auge Dir blende, das kurzsichtige; aber man putzt Dein Herz gar nicht heraus, man bildet, man erziehet es nicht;

Dein Herz ist das Aschenbrödel der beiden Schwestern Körper und Geist; Körper und Geist werden allen Freiern auf dem Präsentir-Teller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aschenbrödel-Herz bekommt man nicht zu sehen, das Herz bleibt in grauer Unanscheinlichkeit zu Hause am Kamine, während Körper und Geist ihre Künste zeigen müssen!

Und doch, meine holde Leserin, was nützt dem weiblichen Wesen alle Schönheit des Körpers und des Geistes, wenn das Herz nicht schön ist? Der Körper zieht an, der Geist nimmt gefangen, aber festhalten den Gefangenen, für die Lebenszeit festhalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Eure Gestalt ist füllig und üppig wie die Weizenähre des Banats, und Euer Herz ist leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Gesichtlein ist schneeflockig und weiß wie der Silberschaum des Meeres am stillen Gestade, und Eure Wänglein sind lieblich und rosig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag scheidend sie küßt, und Euer Herz ist voll von häßlichen Muttermahlen und Leberflecken und bleichsüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwidern kann die Rede des Leichtsinns, und Euer Herz nicht versteht seine einfache angeborne Muttersprache: die Sprache der Herzen, und Euer Herz ist wie ein Taubstummer und nicht hört die Töne des

Gefühles, und nicht spricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Eure Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die süßesten Landschaften, überbaut von zauberisch verglühenden Himmeln; wenn Eure Hand vermag künstlerisch einzunähen und einzusticken glühende Blumen, die mit Feuer-Augen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit seinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend, der Liebe einzusticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menschlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magische silberne Schlüsselchen aufschließen das Zauber-Reich der Töne und aus demselben heraufbeschwören die leichtbeflügelten, tonbeschwingten Geister aller Harmonien und Euer Herz nicht anzuschlagen vermag einen einzigen Accord auf der myriaden-besaiteten Claviatur der Gefühle und keinem andern Herzen zu entlocken vermag einen verschwisterten Laut? O, meine holden Leserinnen, wenn Ihr so ausgerüstet seid mit den blitzenden Waffen des Geistes und mit der blankgeputzten Glanzrüstung des Körpers und innen aber fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann seid Ihr schön und vergnüglich anzuschauen und anzugaffen in den Rüstkammern und in den Zeughäusern der Gesellschaft und der Salons, aber Ihr seid nicht in die Arme zu schließen, man kann die fühlende Brust nicht legen an Euer überpanzertes

Außenwerk, und dem Herzen schlägt aus diesem blanken Waffengebäu kein inwohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!“ ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leserinnen: Körper und Geist machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübsch gefällig und sanft angefaßt sein. Freilich ist es auch hübsch, wenn diese Anfaß-Zange hübsch fein gearbeitet, aus silbernem oder güldenem Stoff ist; allein das Herz, das ist die traute, heimliche Jelängerjelieber-Laube, in welchem Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz ist das Museum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufstellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieses Museum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in sittiger Stille und Ruhe; müßt an diesem Herzens-Museum nicht Fensterchen und Gucklädchen ringsum anbringen, sondern das Licht muß von oben, vom Himmel, hineinfallen; die Wände Eures Herzens müssen nicht mit eitlem Schnitzwerk und von glänzenden Fresken überdeckt sein, sondern von den gediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzensadels, und von dem schweren, seidengleichen Goldstoff der Tugend.

Ach ja, meine lieben Leserinnen, Mütter und Erzieherinnen thun genug für den Körper ihrer Töchter, zuviel für den Geist, aber nichts oder sehr wenig für ihr Herz! Auf Alles nehmen sie mehr Rücksicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine schiefe Richtung bekommt, da wird lamentirt und um den Arzt geschickt,

und Luftbetten und Zwangmieder angeschafft; aber wenn das Herz eine schiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirne kraus zieht, da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: „Was fehlt dir, Töchterchen?“ Wenn sich aber das Herz der Tochter krampfhaft und schmerzlich zusammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tische, an großen Tafeln, da sagt die zärtliche Mutter hundertmal: „Ach, liebes Kind, verdirb dir den Magen nicht!“ aber sie führt sie in frivole Zirkel, an den Freitisch der großen Welt, und sagt nicht: „Ach, liebes Kind, verdirb dir das Herz nicht!“ Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt, als das Herz, denn der Magen wirft, wie der gesunde Humor, die schlechten Stoffe selbst heraus, aber das Herz nimmt die schlechtesten Stoffe am liebsten auf, und treibt sie in Saft und Blut schnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum Brechen eingeben so vielmal man will, aber das Herz, ach das Herz bricht nur einmal, dann ist es aus!

Darum, meine holden Leserinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O, es gibt auch für die Herzens-Toilette schöne, elegante Putzwaaren! Bänder und Kettchen, und Ringe und Schleier u. s. w., als da sind: das Band der Liebe und der Freundschaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten: der Schleier der Züchtigkeit und der Gürtel der Scham, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern

Empfindung und der kostbare Solitär der einzig beseeligenden Religion! O, seht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich diese Bijouterien für die Toilette Eures Herzens daliegen; greift zu, Euch damit zu schmücken, die drei schönsten Zierden des edlen weiblichen Herzens sind stets bereit, Euch zu verschönern, die drei himmlischen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leserinnen, nichts sagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich sein soll, und wie es zugleich nicht sein soll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kirchhof, es soll von Allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kirchhof, es soll nicht sogleich Gras wachsen lassen über die Theuren, die es einschließt. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen sollen darin gefühlvoll wiederklingen; und es soll wiederum nicht sein wie eine Glocke, es soll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schicksal hineinreißt, verstimmt und unklar werden. Das weibliche Herz soll sein wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am stärksten tobt, soll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und wiederum soll es nicht sein wie ein Schiff, es soll nie verschlagen sein, und nie flott werden. Ein weibliches Herz soll sein wie ein gutes Bildniß, die Zeit soll seine etwas

zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen; und wiederum soll es nicht sein wie ein gutes Bildniß, es soll nicht Jeden, der es ansieht, wieder anzusehen scheinen. Das weibliche Herz soll sein wie eine Schwalbe, so häuslich, so fromm und heimisch; und soll wiederum nicht sein wie eine Schwalbe, es soll uns nicht entfliehen, wenn der Herbst naht, und nicht in den Winterschlaf gerathen. Das weibliche Herz soll sein wie die heilige Schrift, so voll vom Worte Gottes und so einfach und so ewig milde; und es soll wiederum nicht sein wie die heilige Schrift, es soll nicht in so viel Zungen existiren. Das weibliche Herz soll sein wie die Auster, es soll sich nur einmal aufschließen, um den Thau der Liebe in sich aufzunehmen und ihn als kostbare Perle all sein Leben lang in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie die Auster, es soll keine so harte Schale haben. Ein weibliches Herz soll sein wie ein Springbrunnen, der frische Strahl des Gefühls soll aus seinem Innern emporschießen und in tausend Theilchen zerstäuben, Alles rings erfrischen und erquicken; und es soll wiederum nicht sein wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausströmt, soll nicht immer wieder nur zu sich selber zurückkehren. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht von weichem Odem der Empfindung, auftönt in leisen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, schmelzend-erklingenden Accorden; und wiederum soll es nicht sein wie eine Aeolsharfe, nicht jeder Windbeutel soll ihm einen harmonischen Ton abgewinnen.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kalender, es soll alle Himmelszeichen in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kalender, es soll nicht so viele Namenstage zu feiern haben. Kurz, ein weibliches Herz soll sein wie ein wahrer Humorist, wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, soll es davon gar nicht weichen können; und wiedernm soll es nicht sein wie ein wahrer Humorist, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er seinen Gegenstand plötzlich verläßt und abbricht.

Das Auge der Geliebten.

Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es geschämig sich hebt und den lieblichen Wimper lichtet vor dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt suchend den Gegenstand seines Liebens, scheu herumirrt, und süßerschreckt zurückflieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens sich wiederum hebt, und spähend der Blick schwimmet in mild aufdämmernder Sehnsucht! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es der verschlossenen Lippe zuvoreilt im beredsamen Geständniß, wenn die bläuliche Farbe verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der schimmernde Demant im Zauber-Ringe ausstrahlt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlich-gewölbten Braunen hervorquillt der liebliche Aether des Blickes, und das süße Bekenntniß aus des Auges offenem Himmel niedertropft, wie der Thau von dem verschwiegenen Busen der Nacht. Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn durch seinen wolkigen Himmel sich schlängeln die Blitze des

Zürnens, wenn die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Gespinnst wie Weberschiffchen durch das Kunstgewebe des Meisters; wenn in dem südlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und dann versöhnt zusammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenroth der Liebe! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, so wie die klare Quelle sich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr nasses Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Am schönsten und am heiligsten zugleich ist das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht sich hebet im frommen Gebet; wenn es, zum Himmel gewandt, schimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufsteigt aus seiner reinen Muschel, wie die Lilie aus jungfräulichen Boden; wenn seinem stummen Blicke entblüht ein Gebet voll Innigkeit und Demuth, voll Religion und göttlicher Liebe; wenn in seinem schimmernden Ring sich malt der tiefe Himmel des Glaubens; wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sternes, in seinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den sanften gläubigen Blick wehmüthig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des nie wankenden Himmels!

O wie schön und heilig ist dann das Auge der Geliebten, und wer es sah in diesem Moment, dem ist ein schöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Versöhnung mit sich selbst aufgegangen, und in seiner Sterbestunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leuchtstern ihm vorschweben auf dem lichtlosen Pfade, denn schön ist das Auge der Geliebten!

Va-banque, der Hoffnung!

Hoffnung, falsche Spielerin an dem Roulet-Tisch des Glückes; Croupier der Lüge; betrügerische Kartenlegerin; zeichendeuterische Kaffeeschwester; alte schmunzelnde, wahrsagende Zigeunerin; verbuhlte Seiltänzerin auf dem Narrenseile der Erwartungen; glatte, geschminkte Larve auf dem Maskenballe des Lebens-Carnevals; unermüdliche Falschmünzerin; ausgestopftes, überfirnißtes, blumenbehängtes Skelet; marktschreierische Quacksalberin aller menschlichen Leiden; Hoffnung, va-banque! Hebe dich weg von mir! Ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich. —

Hoffnung, unsterbliche Thörin sterblicher Thoren, betrogene Betrügerin, Seifenblasen-Gottheit, emporgeblasen aus dem Strohhalme läppischer Kinder; Narrenfürstin, ich sage mich von deinem Reiche los!

Hoffnung, große, unsichtbare Vexir-Ahnfrau des Menschengeschlechtes, bunt herausgeputzte, scheckige, ewig lächelnde Kastagnetten-Schlägerin; ausgebildete Ausgeburt eingebildeter Tollhäusler, wer hat dir je gehuldigt?

Kranke, Verliebte, Versmacher und Lotteriespieler!

Und den Weihrauchdunst aus den Dampfkesseln dieser Gehirnkasten ziehst du wohlgefällig in deine Nase, und dünkst dich Gottheit und Oberpriesterin zugleich!

Hoffnung, mit Dampf gestopfter Nimmersatt, stets hungriger Mitesser aller unserer Leidenschaften, wie armselig, wie mitleidenswerth, wie erbarmungswürdig stehst du vor mir da, die du lebst von Geschenken der Bettler, und schwelgst von den erpreßten Gaben der Darbenden!

Hoffnung, was bist du Anderes, als die schellenbehängte Kinder=Klapper, welche die gütige Vorsehung ihren ungeberdigen Kindern mitgab?! Was bist du Anderes, als der Spiritus, in welchem sich alle Mißgestalten und Krüppel unserer Wünsche ewig frisch und unversehrt erhalten?! Was bist du Anderes, als ein ewig fortlaufendes Festprogramm und Theater=Repertoir von Festen und Lustspielen und Beneficen, die nie aufgeführt werden? Was bist du Anderes, als das Nizza des Geistes, wohin die schwindsüchtigen Herzen geschickt werden, damit sie dort leichter enden?! Was bist du Anderes, als das „Eiapopeia" der alten Kinderwärterin Zeit?! Was bist du Anderes, als die Eintrittskarte zu einem Balle, der nie statt finden wird, die heiße Liebe zu einer Person, die noch nicht geboren worden ist? Was bist du Anderes, als eine Schuldverschreibung der Zeit, die zur Verfallzeit immer und ewig sagt: Es hat noch Zeit! Was bist du Anderes, als das Grahams=Bett der Zukunft, um die Vergangenheit und Gegenwart darin einzuschläfern?! Was bist du Anderes,

als eine rückwärts gekehrte Erinnerung? Was bist du Anderes, als ein diesseitiges Jenseits?

Hoffnung, urgraue Spielmarke des Lebensspiels, dich nennen die Menschen ein Glück! dich nennen sie eine Gabe der Götter!!!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Hoffnung ist Gift, und Hoffen das höchste Unglück des Menschen! Nicht blos Narren machte Hoffen und Harren, sondern Unglückliche! wahrhaft Unglückliche!

Hoffnung ist der Blutschlag aller Thätigkeit; Hoffnung ist der Deckmantel aller Faulheit; Hoffnung ist die Ausrede des Müßigganges; Hoffnung ist die günstige Gelegenheit, durch welche der Mensch seine Sachen alle von der lieben Vorsehung besorgen ließe, um seine Hände in den Schooß zu legen; Hoffnung ist das Opiat aller Kräfte; Hoffnung ist die Einlullerin jeder wachen Ermahnung; Hoffnung ist die Nervenlähmung jeder sich aufraffenden Thätigkeit, jedes männlichen Entschlusses!

Wollt ihr mehr Beweise dafür, welch ein werthloses, unnützes, elendes Ding Hoffnung ist, als daß sie euch von allen Menschen gegeben, gemacht und geschenkt wird?!!

Nicht einen Heller schenken sie her, nicht einen Pfennig geben sie den Elenden, aber Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Hoffnungen schütten sie aus dem Aermel, wie die Taschenspieler! Und mit solcher Münze sollte man sich Leiden, Schmerz, Jammer und Unglück abkaufen

lassen? Mit diesem abgeschmackten Hausmittel sollte man Wunden des Herzens, der Seele heilen wollen?

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Wenn Jemand den Fuß bricht, und der Brand da ist, so wird kein ehrlicher Arzt den Kranken mit der Aussicht auf den nächsten Galopwalzer tröſten; und wenn uns das Herz gebrochen wird, und in Brand geräth, sollten wir uns mit dem Echo eines Nichts, mit dem Schatten des Traumes von einem Verrückten, mit Hoffnung trösten?! Wenn sich Jemand einen Stockzahn ausreißen läßt, so wird ihn kein Zahnarzt trösten und sagen: Es wird Ihnen schon ein anderer Stockzahn wachsen; und wenn wir uns das Theuerste auf Erden aus dem Tiefsten unseres Wesens herausreißen, sollten wir uns mit einer Anweisung auf den ewigen Bankrottirer Hoffnung trösten lassen?! Wenn Jemand ein Haus auf dem Graben liebt, und es gerne sein nennte, wird ihm kein Mensch tröstend zurufen: „Hoffe auf die endliche Gegenliebe dieses Hauses!“ und wenn wir ein Wesen mit aller Heiligkeit und Innigkeit des Herzens lieben, und nicht besitzen, da sollten wir uns mit dem Augennichts, mit dem nihil-album, mit dem Spiegelbild eines leeren Scheines, mit Hoffnung trösten lassen?!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

So lange der Mensch hofft, ist er matt, schlaff; ohne Spannkraft, zäh, harzig. Alle seine Kraft trassirt er auf die Hoffnung; die Hoffnung soll Alles für ihn

thun; die Hoffnung ist die lange Bank seiner Trägheit, die Rutschbahn seiner Unentschlossenheit!

Ein Mensch, der mit der Hoffnung liebäugelt, ist eine Turteltaube vor dem Spiegel, die so lange mit dem gleißenden Spiegelbilde liebäugelt, bis sie, dasselbe küßend, sich den Kopf zerschlägt! — Das Glockengeläute der Hoffnung zieht die Ungewitter an, statt sie zu zertheilen. — Das menschliche Herz ist wie eine Glocke, kleine Risse nehmen ihnen jeden Klang, ein großer durchgehender Riß gibt der Glocke und dem Herzen seinen Metallklang wieder! Wehe dem Herzen, das ein Hagestolz, sich die Hoffnung zur Haushälterin nahm, sie bringt ihm ein Süppchen ums andere, braut ihm Tränkchen und Säftchen, aber am Ende ist er doch in der Rechnung betrogen!

Hoffnung heuchelt dem Menschen von der Wiege bis zum Sarge, und schlägt dann hohnlachend ein Schnippchen auf seinem Grabeshügel!

Va-banque Hoffnung! Ich habe dich abgeschüttelt, wie die Carnevals-Kappe am Aschermittwoche, ich habe mich selbst bei den Ohren genommen und habe mich köpflings aus deiner Vogelfängerschlinge herausgezogen!

Va-banque Hoffnung! Landläuferin, Allerweltsdienerin, langausgesponnener Alterweibersommer, leergeschwätzige Ohrenbläserin, fahr' hin, ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich!

Ich will nichts mehr hoffen, als daß ich nichts mehr hoffen werde, und in dieser Hoffnung leb' wohl, Hoffnung!

Va-banque, dem Frühling!

Frühling! Wieder ein Wort und ein Begriff wie „Hoffnung“! Wieder eine Täuschung, wieder eine Redensart, wieder ein Papierwort, wieder ein Dichter-Ausdruck, der nichts ist, nichts heißt, nichts gewährt!

Frühling! Was ist der Frühling? Wo ist der Frühling?

Frühling, poetische Grimasse der Natur! Frühling, du ohrenfeuchter, weißnasiger Gelbschnabel der Schöpfung! Frühling, Frosch-Freund, Schnupfen-Schnapper, Schwindsucht-Schwindler, Lungen-Langer, Kehlkopf-Kehlabschneider!

Frühling, hinkender Bote des Winters! Frühling, ich hasse dich! Fort mit dir, a bas le Printemps!

Was ist dieser Frühling? Schaut ihn an! Was ist er Anderes, als ein Winter ohne Ball, ein Winter ohne Soirée, ein Winter ohne Tanz!

Wollt ihr Schnee? der Frühling bringt ihn! — Wollt ihr Eis? der Frühling bringt es! — Wollt ihr Husten, Schnupfen, Rheuma, Migräne, Gliederreißen, Frostbeulen? der Frühling bringt das Alles! — Wollt ihr

Morast, Kälte, Boreas, Gestöber? der Frühling hat das Alles im Ueberfluß!

Frühling? Ist das der Frühling, der so weiß auf den Bergen liegt? Ist das der Frühling unter den Mänteln und Muffen der Damen, welche erfroren die Straßen durcheilen? Ist das der Frühling, der im Ofen und im Kamine wie dürre Späne knistert?

Hinaus mit dem Frühling aus dem Wörterbuch; hinaus mit dem Frühling aus den Jahreszeiten!

Zu was vier Jahreszeiten? Welch ein Luxus, welch ein Unsinn! Wir haben nur eine Jahreszeit: Winter; einen Winter in drei Farben, einen weißen Winter (Winter), einen grünen Winter (Sommer), und einen gelben Winter (Herbst). Der Frühling ist eine poetische Lüge, den ein Heer hungriger Dichter der guten Natur aufgebunden hat, um davon zu singen, und dann mit dem Notenblatte bei Buchhändlern und Redaktionen sammeln gehen zu können!

Frühling! Ungeheure Ironie! Da sitzt ein Frühlingsdichter, so eine auf Wartegeld sitzende Philomele. Hören wir, wie er vor Frost mit den Zähnen klappert, sich in seinen Flanell wickelt und singt:

„Der Lenz mit seinen Strahlen,
Er thut die Blümlein malen,
Mit Farben allerlei!
Es singt die Philomele,
Aus wundgeritzter Kehle,
Daß Lenz gekommen sei!“ u. s. w.

Der Lenz hat aber nichts gemalt, als eine frostblaue Nase dem Dichter; ich aber singe:

„Der Lenz mit seinen Strahlen,
Muß mir mein Holz bezahlen,
Und Socken allerlei!
Die Opern-Philomele,
Sie singt mit heiser Kehle,
Daß Lenz ein Esel sei!

Frühling, oder die Narrheit kürzer ausgedrückt: Lenz! Ich bitte Sie, lieber Musje Lenz, Sie machen sich lächerlich!

Frühling! Was ist ein Frühlingstag? Zu kurz für die Langeweile, und zu lang für die Kurzweile! Was ist ein Frühlingsabend? Zu lang für ein Bonmot, und zu kurz für einen verliebten Seufzer; zu kalt für ein Rendezvous, und zu warm für eine Staatsvisite; zu hell für eine Entführung, und zu dunkel für eine Eroberung!

Frühling! Es geht mit dem Frühlinge wie mit den Feiertagen; man freut sich die ganze Woche auf den Feiertag, und wann langweilt man sich am ärgsten? am Feiertag!

O Frühling, wer sind deine Nachtigallen? Die Fiakres! Die können singen, ihnen blühen Rosen aus dem Moraste!

Fort mit dem Frühling! fort mit diesem Autodidakten! Fort mit dem Frühling aus den Gedichten! Fort mit dem Frühling aus der Sprache! Fort mit dem Frühlinge aus dem Leben! Va-banque, Frühling!

Was ist selbst der Lebens-Frühling: die Jugend? Dieses Kopfstück des Daseins, voll Gräten und Knorpel, voll Sulz und Gallerte, und nirgends Kern und kräftiges Zeug!

Was ist der Lebens-Frühling? Dieser nichtssagende Vormerkschein, dieser matte Vor-Abhub des Lebens? Was sind die Menschen in ihrem so belobten, beliebten und besungenen Frühling? Betrachten wir das weibliche und männliche Geschlecht in dieser Zeit. Die Frauenzimmer sind in ihrer Jugend: Frühlings-Engel, und die Männerzimmer: Frühlings-Bengel.

Was thun wir als Frühlings-Bengel? Wir üben uns in den sieben freien R-Künsten des Lebens:

Raufen, Rauchen, Reisen, Reiten, Renommiren, Raisonniren, Recensiren!

Lieben die Männer im Frühlinge ihres Lebens?

O nein, sie liebeln, sie sind verliebt, sie lieben so zu sagen bis über den Kopf, weil sie noch nichts im Kopfe haben. Liebe, wahrhafte Liebe, kennt nur der Mann, der den Frühling des Lebens zurückgelegt hat.

Die Treue ist keine Frühlingspflanze. Die Treue ist eine Herbstfrucht; sie ist das Rebenblut der Liebe, lange gezeitigt an der hochstehenden Sonne des Lebens.

Leidenschaftliche Liebe ist eine Frühlingsrose, bald zerflattert; innige, dauernde Liebe ist eine Spätpflanze, die dann fürs ganze Leben in unserm Herzen überwintert!

Fort mit dem Frühlingsleben, fort mit der Frühlingsliebe der Männer!

Und nun die Frühlings-Engel!

Was ist ein Mädchen in seinem Frühlinge? Nichts als ein schönes Augen-Nichts (nihil-album). Was liebt ein Mädchen im Frühlinge, in jenem zarten Alter, wo die ersten Rosen auf den Wangen blühen, und die ersten Nachtigallen in dem Busen schlagen? Sie liebt einen Courmacher und einen Schneider! In ihrem Herzen wohnt die Modiste neben dem Geliebten! Ein Gedicht und eine Guirlande ist ihr eine gleiche Huldigung! Ein Walzer und ein Seufzer rührt sie auf gleiche Weise! Ein guter Tänzer lebt so lange in ihrem Herzen als ein treuer Liebhaber! Die Liebe dieses Frühlingsengels ist ein Einfall, ein Märzstrahl, ein Aprilblick, eine Grille. Ihre Neigung ist Laune, ihre Liebe Caprice, ihre Anhänglichkeit Eigensinn.

Ein Mädchen im Lebens-Frühlinge kann nicht lieben, es kann sich lieben lassen, es kann heute an Jenem Gefallen finden, und morgen an einem Andern, es möblirt sein Herz wie seine Garderobe, und es zieht Neigungen und Männer an, wie Moden und Handschuh!

Nur ein Frauenzimmer, welches anfängt aus dem wetterwendischen, aprilmäßigen, launenvollen Frühlinge in die sommerliche Zone überzugehen, kann lieben, kann treu sein!

Fort mit dem Frühlingsleben, mit der Frühlingsliebe der Frauenzimmer!

Fort also mit allen Frühlingen! Werft sie hinaus diese falschen Würfler, diese Heuchler, werft sie hinaus aus der ganzen Wesenheit, und werft ihnen nach alle Frühlingsdichter, alle Frühlingskuren und alle Frühlingsempfindungen! Keinen Frühling und kein Frühlings-Zeug, blos Sommer, und weiße Sommer-Pantalons!

Va-banque, dem Frühling!

Etudes der Theater-Recensenten,

oder:

Die Recensir-Schule für Kinder von 6 bis 12 Jahren.

Mit faßlichen Exempeln aus den Recensionen des großen Theater-Kritikers Chloderig Süßholz.

Ueberflüßiges, jedoch höchst nothwendiges Vorwort.

Clavierspielen und Recensiren sind die grassirenden Kinderkrankheiten unseres Jahrhunderts. Diese angeborne Doppelgliedrigkeit der Jugend hat noch lange nicht genug die Aufmerksamkeit unserer psychologischen Kinder-Aerzte auf sich gezogen. Die drei Worte unseres unverschämten Zeitgeistes:

Frech-Ruhr, — Sprech-Ruhr — und Brech-Ruhr sind bei weitem nicht so miasmatisch um sich greifend, als die „Clavier-Ruhr“ und „Recensir-Ruhr“ unserer Kinder. Letzthin soll eine Frau von einem Zwilling genesen sein, welches sogleich ein Concert zum Besten seiner Mutter veranstaltete, und eine vierhändige Sonate ganz windelweich spielte. Eine andere gebar einen Knaben, welcher sogleich, als er auf die Welt kam, im Style unserer geübten Kritiker ausrief: „Die Hebamme war auf ihrem Platz!“ worauf eine Tante sogleich prophezeihte, er werde

ein großer Theater-Recensent werden, und bei Vieh, Menschen und Künstlern wohlgelitten sein.

Da nun einmal die zarte Kindheit sich fast ausschließlich das Urtheil über Bühnen und Künstler zu ihrem Spielzeug gemacht hat, so thut ein Hand-, Noth- und Hilfsbüchlein für recensirende Kinder sehr Noth, und ein solches Büchlein ist mehr Bedürfniß, als das Conversations-Lexikon von Brockhaus, in welchem man Alles findet, was man nicht sucht, und Alles das sucht, was man nicht findet.

Freilich ist eine große Schwierigkeit mit einer solchen Recensir-Schule für Kinder verbunden, die nämlich, daß das Publikum, für welches es geschrieben ist, die zarte, recensirende Jugend nämlich, noch nicht lesen kann; allein diese Schwierigkeit ist leicht zu beseitigen, die Ammen, Wärterinnen, Kindsfrauen u. s. w., die sollen den Kindern diese Etudes vorlesen und sie dieselben auswendig lernen.

Kinder sind ja ohnehin schon wie halbe Recensenten gehalten, sie haben überall ein halbes Freibillet und bezahlen nur die Hälfte Entree. Auch haben die Kinder die Gewohnheit der meisten Recensenten: alle ihre Gegenstände zum Mund zu führen und sie nur deshalb anzugreifen, um etwas zu beißen zu haben.

Ich, der Verfasser dieser Etuden, ein unparteiischer Mann, der nie für seinen Gegner Partei genommen hat und nie ein leidenschaftlicher Verfolger seiner Freunde war; ein Mann, der die eine Hälfte seines Lebens mit

Recensionen-Lesen, die zweite Hälfte mit Recensionen-Schreiben, und die dritte Hälfte mit dem Nachdenken darüber zugebracht hat; ein Mann, der zehn Jahre lang umsonst Theater-Recensionen schrieb und zehn Jahre lang vergebens; ein Mann, der nie eine Kritik schrieb ohne innere Ueberzeugung — daß sie nichts hilft; ein Mann, der lange Jahre jeden Abend im Theater verlebte, und der jeden Abend im Theater lange Jahre verlebte; kurz, ein Mann (nicht: ein kurzer Mann), der seine Jugend in einer unglücklichen Liebe zur Theaterkunst zubrachte, trotz dem man ihm alle Tag eine öffentliche Vorstellung dagegen machte; dieser Mann glaubt der Menschheit einen reelen Dienst zu erweisen, wenn er aus dem Schatzkästlein seiner mehr kostspieligen, als kostbaren Erfahrungen und Verfahrungen, der recensirenden Jugend die unentbehrlichen Nothpfennige zur Reise ins gelobte Lobland der Theater-Kritiken mittheilt.

Die Beispiele sind alle aus den gesammelten oder gestammelten Recensionen des unaussterblichen Kritikers Chloderig Süßholz genommen. Ich nenne diesen Süßholz deshalb den unaussterblichen Kritiker, weil seine Kritiken nie aussterben, sie pflanzen sich wild, wie die Kartoffeln in Amerika fort; unsere Urenkel werden sie noch in eben dieser Form aus der Erde graben. Er ist der ursprüngliche Schöpfer der sogenannten „Naturkritiken". Die Simplicität eines Diodor, die Kräftigkeit eines Tacitus und die Phantasie Chateaubriands zeichnen seinen Styl aus. Zum Beispiel: „Herr X. füllte seinen Platz ganz aus."

Solche Kürze der Kraft bei solcher Kühnheit der Wendung; „Herr X. füllte seinen Platz ganz aus!“ Solche Neuheit der Belehrung bei solcher Altheit der Umfassung. Herr X. füllte nicht etwa *unsern* Platz aus, Gott bewahre, das wäre weit gefehlt gewesen; auch nicht *ihren* Platz, das wäre noch schlimmer; er füllte grade nur *seinen* Platz aus; das ist eine eigene Originalität des Herrn X., nur blos *seinen* Platz auszufüllen! Ein Bischen mehr Kunst wenn Herr X. entfaltete, so hätte er vielleicht so viel geleistet, daß der unaussterbliche *Süßholz* gesagt hätte: „Herr X. füllte heute *seinen* und noch ein Drittel Platz von einem Andern aus.“ — Wiederum erfahren wir aus dieser Grundkritik, daß Herr X. seinen Platz *ganz* ausgefüllt hat! Andere gewöhnliche Menschen füllen ihren Platz nur *halb* aus, die andere Hälfte bleibt unausgefüllt, aber Herr X. ist ein Genie!“ Er füllt seinen Platz *ganz* aus!

Das: *„Herr X. füllte heute seinen Platz ganz aus,“* ist aber blos der Positiv des unaussterblichen *Süßholz*. Seine Phantasie und sein üppiger Styl werden im Comparativ noch geist- und kraftreicher. Dieser Comparativ heißt nicht anders als:

„Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!“

Solche Tiefe der Flachheit bei solchem Kern der Schalheit! Solcher Schwung der Schlaffheit bei solcher Elasticität des Naiven! Man kann diesem Comparativ ein Glied nach dem andern abzwicken, und es bleibt doch eine Kritik. *„Herr X. schien.“* Das ist schon etwas. Schien

kommt her von scheinen, was scheint ist wahr, daher heißt es wahrscheinlich, also „Herr X. schien“ heißt: „er war glänzend und wahr!“ Weiter: „Herr X. schien sich.“ Hier geht der Comparativ in die Individualität des Herrn X. ein. „Er schien sich,“ das kann heißen, er hat sich so gefallen, als ob er nur für sich allein geschienen hätte, aber eine andere Lesart liest: „er schien sich,“ er hatte selbst Bescheidenheit und schien sich blos gut zu spielen.

Noch ein Glied dazu: „Herr X. schien sich heute selbst,“ das heißt, Herr X. bedurfte keines andern Lichtes, zum Beispiel, des Souffleurs, um ein gutes Licht auf sich werfen zu lassen, sondern er schien sich heute selbst, er war seine eigene Sonne, oder seine eigene Laterne. Aber ein minder berechnender Kritiker hätte blos gesagt: „Herr X. schien sich selbst,“ nur ein solcher Mann, wie Süßholz, sagt: „Herr X. schien sich heute selbst.“ Wenn der Leser nun immer das liest, scheint Herr X. immer, der ewig heutige Scheiner!

Mit allen seinen Gliedmaßen heißt aber dieser Comparativ: „Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!“ Hier schwindeln einem ehrlichen, hochverständigen Menschen die Sinne. Ein sich selbst übertreffender X.! Da fängt der Verstand an, auf nichts zu treten. Wie ein Mensch sich selbst übertreffen kann, weiß nur Herr X., aber er sagt es nicht aus, und diese Kunst geht mit ihm zu Grabe, wenn der Staat sie nicht an sich kauft. Allein Herr X. kann kein tragischer Schauspieler sein, denn wenn er einmal sich zu erstechen oder zu erschießen hätte, so trifft er sich nicht,

denn er übertrifft sich! Der Stich und der Schuß gehen über ihn hinaus! Darum aber sagt der unsterbliche Süßholz: „Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!“ In Facto hat sich Herr X. nicht übertroffen, er hat die Bescheidenheit gehabt, sich blos zu übertreffen zu scheinen! —

Nun kommt der Superlativ!

„Herr X. wand sich neue Lorbern um seinen alten Künstlerruhm!“

Ach! laßt mich Athem holen! Solche Schlanktitüden des Ausdruckes bei solcher Leberhärte des Gedankens! Solche Wohlgezogenheit der Phrase bei solcher Energie der Leerheit! Man könnte hier wieder die Gliedmaßen abtrennen, zum Beispiel: „Herr X. wand sich.“ Da kann man sich schon vorstellen, wie sich Herr X. gewunden haben muß!

Wie anschaulich ist aber das Ganze, ich sehe ihn ordentlich vor mir, den Herrn X., wie er immer neue Lorbern um seinen alten Ruhm windet, damit er nicht auseinander falle, so wie die Drahtflechter einen alten Topf umwinden.

Also aus den Recensionen des Herrn Chloderig Süßholz will ich die Exempel zu meiner „Recensirschule für Kinder“ nehmen. Ob aber das Buch der Vorrede wirklich nachfolgen wird, weiß ich noch nicht. Ich war heute blos so gut aufgelegt, ja, ich schien mich heute selbst zu übertreffen!

Traurige Variationen auf ein lustiges Thema.

Thema: „Saphir, der von seiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, soll nun auch von seinem Vater in Pesth 35000 Gulden geerbt haben."
(Dorf-Zeitung Nr. 197. 24. September 1834.)

Bei dem edlen Bewußtsein, daß ich nie etwas geerbt habe, als einmal einen Stockschnupfen von einer rheumatischen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld geerbt habe, eben so überrascht als erschreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung gestanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt! Ich und erben! Einmal starb mir eine reiche Tante, die hinterließ mir einen schuldenfreien Mops, und einmal starb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe, diese Liebe ist aber eine unglückliche Liebe, sie findet keine Erwiederung.

Witz und Geld! Zwei zarte Wesen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ich nie so glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste

Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben, Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile; und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anders trösten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man von Witz auch Erbsteuer bezahlen? Fast glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen gesehen! —

Was ist Witz? Was ist Geld? Witz gibt den Schein für baare Münze, Geld gibt oft die baare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns, Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche. Witz ist das Vermögen, den Unterschied aller Dinge zu erfassen; Geld ist das Vermögen, alle Dinge ohne Unterschied zu erfassen. Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht, allein Witz besticht blos das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz ist ein stiller Beruf, sich Feinde zu machen, und ein lauter Befehl, sie auszulachen; Geld ist eine laute Anklage, sich Freunde zu machen, und ein ausgebildetes Talent, keine zu besitzen.

Witz ist ein nothwendiger Trost über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld ist eine trostreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witz-Ueberfluß. Witz will nicht gesucht sein, Geld will sehr gesucht sein, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz

der redliche Finder bestraft! Witz schlägt, Geld wird geschlagen, und doch ist derjenige, der Witz besitzt, mehr geschlagen als derjenige, der Geld besitzt. Witz vergleicht alle Gegenstände mit einander, Geld entzweit alle Gegenstände. Wer Witz besitzt, der theilt gerne aus; wer Geld besitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verschafft dem, der Geld hat, Unterhaltung, wer Geld hat, verschafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! der beste Witz wird oft schlecht aufgenommen, aber auch das schlechteste Geld wird stets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewisse Zinsen, die sehr unsicher machen, das Geld trägt sichere Zinsen, die sehr gewiß machen. Der Witz verschafft sich selten eine Obligation, das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz ist eine Pointe ohne Metall, Geld ist ein Metall ohne Pointe. Witz ist ein Geld, das nur mit dem Geiste geprägt wird; Geld ist ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falschmünzer Fremdes für Selbstgemachtes aus, beim Geld geben die Falschmünzer Selbstgemachtes für Fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigsten aus; beim Geld geht grade das angeerbte am leichtesten aus.

Es ist mir also begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beisammen habe, aber es ist mir blos unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wissen, was ich früher

nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir interessant das zu wissen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, so hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, so begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre.

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe, denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte! ich wäre vielleicht schon verheirathet!

Fünf und dreißig tausend Gulden! „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“ Nein, so ein schlechter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich so viel Geld haben soll! Fünf und dreißig tausend Gulden! dazu gehört ein entschiedenes Talent zur Talentlosigkeit! Fünf und dreißig tausend Gulden einem Schriftsteller? Nein, meine verehrte Dorf-Zeitung, so sehr erkennt das Geld seinen Beruf nicht!

„Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!“

Nimm sie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, in Ermanglung vom Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank ist der Welt Lohn!

Ueber den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit.

Ach, was ist Schönheit für eine schöne Sache! Ob ein schöner Mann oder eine schöne Frau schöner sei, ist eine Streitfrage, die nur ein Tiresias entscheiden kann, oder Jener, welcher Beides selbst ist; also auf keinen Fall ich, der ich keine schöne Frau bin. Ein Herr Mönnich hat vor mehreren Jahren im „Morgenblatte" bewiesen, das heißt, beweisen wollen, daß eigentlich die Männer das schöne Geschlecht zu nennen seien, und zwar aus zwei Gründen: Erstens weil die Frau ursprünglich nur ein Theil des Mannes war, und ein Theil könnte unmöglich schöner sein, als das Ganze. Dieser Grund ist ganz klar, und eben deshalb ist auch die Auster schöner als die Perle, denn die Perle ist ja nur ein Theil der Auster; deshalb ist ein roher Marmorblock schöner als die Venus von Canova, denn diese ist ja nur ein Theil des Felsenblockes; deshalb sind auch des Privat-Souffleurs Lewald sämmtliche „Werke" schöner, als ein Theil derselben! Neben diesem einleuchtenden Grund führt Herr Mönnich noch einen zweiten, eben so ästhetischen an, nämlich: Auch bei den Thieren ist der Widder, der Ochs u. s. w., der schönere

Theil des Geschlechtes. Wiederum ein sehr schlagender Beweis. Darum sind wahrscheinlich auch die Frauen der stillere Theil, weil bei dem Gefieder die Männchen singen und schlagen, und die Weibchen nicht. Nein deshalb, weil die Ochsen schöner sind, als die Kühe, schlage ich mich nicht auf die Seite der Männer. Ueberhaupt verspreche ich den Frauen, daß ich für meine Person nie etwas dazu beitragen werde, daß man die Männer für das schöne Geschlecht halte.

Ach wie schön sind die Frauen, ja sie sind nur ein Theil, also auf jeden Fall zum Theil sehr schön, und sehr schön, wenn sie zum Theil werden.

Die Schönheit ist eine Idee; das heißt, „eine Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich gibt;“ deshalb halten unsere Männer alle Mädchen, die nur brav „Scheine“ von sich geben, für große Schönheiten. Die Idee der Schönheit umfaßt das „Anmuthige“ und das „Erhabene“, jenes ist weibliche Schönheit, dieses männliche Schönheit. Es gibt aber Fälle, wo auch Frauenzimmer erhabene Schönheiten sind; denn erhaben ist: „die Andeutung einer Idee, welche über alle Form ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen!“ Wenn mir nun ein schönes Frauenzimmer im Umgange die Idee einer unendlichen Einfalt andeutet, so ist sie eine erhabene Schönheit! und! Und so auch umgekehrt.

Die Idee der Anmuth ist: „daß sie ein mit der Sittlichkeit nahverwandtes Gefühl ausdrückt.“ Man weiß,

daß die „Nahverwandten“ sich oft sehr ferne von einander halten, und in dieser Hinsicht erwecken unsere Männer wirklich das Gefühl der nahverwandten, ferngehaltenen Sittlichkeit, sie sind also anmuthige Schönheiten. Die höchste Kunst-Schönheit ist: „wenn das Erhabene durch die Anmuth gesänftigt wird;“ ergo, wenn so eine unendliche einfältige weibliche Schönheit eine so sittlichkeitsentfernte anmuthige männliche Schönheit heirathet, so ist das höchste Prinzip der Kunst erreicht! Darum herrscht so wenig Natur in unsern Ehen, weil sie blos auf Kunstprinzipien beruhen, auf den Gesetzen der Schönheit in der Kunst!

Schönheit bedarf keiner Kunst, aber ganz und gar die reine, liebe Natur thut es doch auch nicht so recht; ein Bischen Kunst muß doch auch dabei sein, und wäre es auch nur ein Bischen Grammatik, ein Bischen Orthographie. Sechs Monate war ich ihr gefolgt, wie ihr Schatten. Schwarze Augen wie die Zigeuner schienen mir mein Glück wahrzusagen; lange Wimpern hielten Wacht vor den zwei Sonnentempeln, und über ihnen wölbten sich kühne Brauen, welche von Schlachten und Siegen träumten. Schwarznächtige Locken fielen in laokonischen Ringen um die in Marmor gedichteten Schultern. Zwei glühende Lippen, als entstiegen sie eben dem Herzblutbade der Liebe, bildeten das Purpurthor vor der Doppelbrücke der blendenden Zähne.

Die ganze Gestalt klang rhythmisch in einander, die zarten Formen sprachen von behaglichem Bewußtsein, in dem schwebendsichern Gange entwickelte sich die erregte Form eines angenehmen Lebensgefühls; Hand und Fuß

in züchtig demüthiger Schwingung, und die Haltung der ganzen Taille wie eine in schwärmerischer Sehnsucht leise bebende, eben aufbrechende Lebensblüte.

Mit stiller Sehnsucht war ich ihr nachgezogen. Ich sah sie im Theater, im Prater, an allen öffentlichen Spaziergängen, in Hietzing, in Baden, in Nußdorf u. s. w. Wie die Sonnenblume hing mein Blick an diesem wonnigen Antlitz, und nur ein Wort, ein kleines, unbedeutendes Wörtlein hätt' ich pflücken mögen von der schwellenden Granatblüte dieses Mundes. Es kam nie dazu. Meine Sehnsucht wurde immer größer, die ideale Gestaltung verfolgte mich in meinen Träumen, in meinen Arbeiten!

Da kam der glückliche Tag! Zufall ist der Gott der Welt! Zufall ist der Gott der Liebe! Der Zufall ist der echte Lustspieldichter und Humorist. Es war in Heiligenstadt. Unter der offenen Holzhalle saß sie mit noch einem andern Mädchen, ebenfalls in Schönheit und Jugendreiz prangend. Ich bekam kaum ein Plätzchen im Garten unter freiem Himmel. Ich saß ihr gerade gegenüber. Sie schien mir schöner als je; in jedem ihrer Blicke lag eine Odyssee; sie lächelte einen Maitag in meinem Herzen wach, und es ward mir so zu Muthe, als an dem Tag, wo ich in der Classe mein erstes Prämium bekam. Da erbarmte sich der Himmel meiner und schickte einen plötzlichen Platzregen hernieder! Alles flüchtete ins Haus und unter die Laube. Ich war der Erste, und die Gelegenheit bei ihrem langen Schopf ergreifend, setzte ich meinen Strohsessel an das kleine Tischchen, wo die zwei Schönen saßen, und

eröffnete den Cyklus meiner Gastrollen mit der geistreichen Ouverture: „Sie erlauben, meine Gnädigen, es regnet furchtbar!“ Das war gewiß kein trockener Anfang, und so zu sagen Wasser auf meiner Mühle. Sie nickten mit dem Haupte, rückten etwas abseits und enge aneinander. Eine große Pause trat ein, die Schönen aßen still ihren Kuchen, nur von häufigen Donnerschlägen unterbrochen. „Die Götter donnern rechts und die heiligen Hühner picken lebhaft ihr Futter!“ Das ist ein gutes Zeichen, und ich rückte etwas näher. Sie rückten wieder abseits. „Es ist mir sehr schmeichelhaft,“ fing ich mit aller Platina an, die meine Stimme nur auftreiben konnte, „daß ich Sie, meine Schönen, so zu sagen verrückt mache!“ Sie sahen sich einander an wie die Turteltauben, schillerten etwas mit ihrem Gefieder und fuhren fort zu schweigen. Mein göttlicher Witz war vergebens abgeblitzt. Ich war in Verzweiflung. Da rettete mich ihr Mops. Sie hatte einen kleinen Mops bei sich. Ich dachte mir, vielleicht führt der Weg zu ihrer Bekanntschaft durch diesen Mops. Es war einer der abscheulichsten Mopse, den je die Mopswelt hervorgebracht; aber die Liebe überwindet auch einen Mops. Ich lockte den Mops zu mir, und vermittelst der unwiderstehlichen Sprache eines Stückchens Schinken war der Mops bald mein innigster Freund. Es war ein liebes Thier, auf dem rechten Auge blind und auf dem Hinterfuße lahm, sonst die liebe Unschuld selbst. Er lag auf meinem Schooß und sah mich mit seinem Solo=Auge pomeranzenfärbig an. Das schien sie zu rühren. O, wenn

ich nur erst den Mops eines Frauenzimmers an mein Herz drücke, so folgt bald die Mopsgebieterin nach. „Ach," sagte ich, meine Stimme war weich wie Saffian, und in meinem Auge glänzte eine wahre Hundethräne, „ach welch ein sanftes Geschöpf!" Das wirkte. Sie neigte sich zu mir: „Ja, es is a liebes Viecherl, sind Sie auch ein Freund von diesen Hunderln?" — Mir fiel der Mops und das Herz zu Boden! Dieser Purpurrosenmund und diese Worte! Der Mund schien mir schon nicht gar so reizend, und mir kam es vor, als sei er ein Bischen schief. Dennoch aber rückte ich noch näher. „Sie werden mich doch nicht fürchten," fragte ich mit jenem unergründlichen Lächeln, welches meine Freunde „der unterirdischen Hohen" nennen. „Fürchten?" erwiderte sie, „o jegerl, warum nit gor!" Mir schauderte die Haut. Der Mund schien mir wiederum um viel weniger schön. „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?" „O ja, i les' Ihnen sehr gern, weil se so ein' gespaßigen Hamur haben." In diesem Augenblick kamen mir ihre Lippen kirschblau und ihre Zähne rabenschwarz vor, doch wollte ich mich von Grund aus kuriren, und setzte das Gespräch fort. „Es ist leicht, in gutem „Hamur" zu sein, in einer Welt, die solche Schönheiten hat, wie Sie." — „Ich!" kicherte sie; „jetzt gengen's, wollen's mi a antupfen?" „Antupfen?" fragte ich ganz verblüfft. „Ja, ich hab's schon g'hört, Sie tupfen alle Leut an, und machen Ihnen über sie lächerlich!" — Ihre Götteraugen kamen mir nun auch schon halb katzengrün vor. Ich ergriff ihre Hand, und

sagte: „Der Regen ist köstlich, so ein Ungewitter hat auch Dido zur glücklichen Liebe geholfen.“ — „Di do?“ fragte sie und sah sich überall um; „welche denn?“ — „Nein,“ versetzte ich, „Dido, so hat eine Frau geheißen; wie heißen Sie denn?“ — „Rathen's einmal!“ war die Antwort. Nun ist das keine geringe Aufgabe, zu errathen, wie Jemand heißt. Ich zog mich, wie immer in ähnlichen Fällen, mit einem unterirdischen Lächeln aus der Affaire, und sagte nach kurzem Besinnen: „Lorenz!“ — „I, warum nit gor! na das errathen Sie nit, wie mir haßen, da segen Sie's selbst.“ Sie reichte mir den Zipfel ihres Taschentuches, da stand es: Agahde. „Aha,“ sagte ich „meine Schöne, sind Sie eine Freischützische? und Ihre schöne Freundin, wie heißt die?“ — „Ach rathen's einmal wieder!“ — Mit einem dritten unterirdischen Lächeln rieth ich wieder: „Melchior!“ — „I, warum nit gor! Da schaun's!“ Sie reichte mir das Ende des Taschentuch es ihrer Freundin hin, da stand es: „Frihtderigge.“ „Zwei sehr schöne Namen,“ sagte ich, „jetzt rathen Sie, wie ich heiße!“ — „Wie werden Sie denn heißen! Sie heißen halt: der Xaffeer!“ — „Ja, der Xaffeer, das ist mein Familien-Namen, aber mein Vornamen!?“ „Ihr Familien-Namen? warum nit gor! Sie haben ja noch gar ka Familli!“ „O meine Holde, das ist eine Sache für sich, aber rathen Sie, wie ich mit meinem Vornamen heiße?“ „Na, M. G. Das M. Mitzi!“ — „Richtig! und das G.?“ — „Das G.? Gürgel!“ — „O, das hat Ihnen Einer gesagt.“ — „Meiner Six nit!“ — „Ich denke, das M. könnte auch „Moriz“ heißen!“ — „Moriz? na, Sie

werden mir doch die Leut' nit kennen lernen wollen, die Moriz haßen?!" — „Aber, ich bitte Sie, könnte ich denn nicht eben so gut Moriz heißen?" „Warum nit gor! So schauen's aus die Leut', die Moriz haßen!" Ich muß gestehen, daß das mich ein wenig aus der Fassung brachte. Ich dachte nicht, daß es einen eigenen Anschauungstypus gäbe für Menschen, die Moriz heißen. Das Wetter hatte sich indessen aufgehellt, der Regen machte dem Sonnenscheine Platz. Ich war herzlich froh. Die sonst Angebetete kam mir ganz ungemein häßlich vor, solchen Einfluß hat Grammatik und Orthographie auf die weibliche Schönheit. Ich empfahl mich Agahden und Frihtderiggen, und nahm mir vor, diese Scene zu erzählen, damit sich das schöne Geschlecht zu dem Kölner-Wasser und zu der Pomade auch eine Sprachlehre und eine Orthographie für die Toilette anschafft. Probatum est!

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und dennoch die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein, und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tische abgemacht, von dem epigrammatischen soupé à quatre mains bis zu dem gewichtigsten diné diplomatoire. Ein Diné trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der Andere vertragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Grunde aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man gibt genau Acht, wenn Jemand das Maul aufmacht, und man kann seine wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diné die Repräsentanten aller Nationen, gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Maccaroni, holländischen Häring, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische und russischen Kaviar.

Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erfährt man, ob die Kirschen schon zeitig sind, und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll, endlich nach Tische haben sie's Alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diné nicht das Allerwichtigste im Leben? und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten?

Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs- oder achtmal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Assietten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei den Entrée's ein Naturforscher, das ist die interessanteste Parthie, so zu sagen, der gelehrte Tischtheil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entrements umzugehen; alle diese Saucières, Côtelette's, Trüffe's, Paté's, sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zugemüse machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenstriche, der Magen überdenket die Vergangenheit und schwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich ist der Mensch der wahre Mensch, beim Braten erst fängt der Mensch an, ein galanter Mann, ein freundlicher Mann und ein conversationeller Artikel zu werden. Nun ist ein Zwischenact, und dieser Zwischenact zwischen Braten und Dessert ist der einzige Entreact, in welchem den Menschen erlaubt ist, daß der Geist und das

Herz sich auch zu Tische setzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anspielungen, die Fußspitzenbonmots u. s. w. Das Dessert ist nichts, als die Koketterie der Küche, es ist die Metaphysik der Kochkunst, es ist die transcendentale Entwicklung des großen Speise-Drama's. Es gibt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutsche Appetit, der dauert bis zum Rindfleisch; der Geschäftsappetit, der Appetit de la noblesse financière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das ist der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale, deutsche Appetit, der ist heftig wie die erste Liebe; wie ein feuriger Jüngling von sechzehn Jahren stürzt er sich auf den Gegenstand seiner Sehnsucht; der zweite, der Geschäftsappetit, ist schon geduldiger, kühl und besonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will schon geschmeichelt und gereizt sein. Nur derjenige Mensch, der alle diese drei Appetite in sich vereinigt, ist der vollkommenste Mensch auf Erden, das heißt, bei Tische. Für die Suppe gehört das Stillschweigen, für die Assietten kurze Bemerkungen, abgerissene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleisch Sentenzen und Aphorismen, klein geschnitten, wie Petersilie; bei den jungen Zugemüsen, da darf das Herz schon mitreden, da kann man schon artig und sogar verliebt sein; bei den Zugemüsen beginnen die Schäferspiele der Tischfreuden, zum Beispiel bei jungen grünen Erbsen kann man mit seiner schönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem

grünen Zugemüse reden, denn grüne Erbsen sind die Perlen aller Zugemüse, grüne Erbsen sind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbsen sind die ersten Elemente der Tafel-Schwärmerei, enfin, grüne Erbsen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie sein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flasche Champagner getrunken haben. — Sie sehen, meine lieben Leser und Leserinnen, daß die Tischkunst eine große Kunst ist. Das ist die Kunst über dem Tische; nun kommt aber erst die Kunst unter dem Tische. Das ist die größte Kunst! Ueber dem Tische, da ist der Mensch nicht er selbst, da ist der Mensch blos sein Verhältniß; über dem Tische, da sieht man den Unterschied der Stände, des Ranges u. s. w. an Gesicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tische, da sind die Menschen alle gleich, unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er sagt: „Nous sommes tous égaux." Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser lieber Gott gastfreundlich gezogen hat, dieser Tisch, den der große, unsichtbare Wohlthäter alle Jahre zweimal deckt, einmal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und einmal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescherungen und Bäumen. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen, zuerst kommen die Assietten: Jugend,

Liebe, Hoffnung u. s. w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks: die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns Alle voll, Einer an dem Champagner des Glückes, und der Andere an dem essigsauren Wein des Unglücks, bis wir Alle unter diesem Tische liegen, und unter diesem Tische da ist die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unseres Lebensdiné's und unserer Lebenssoiréen werden also eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leser und Leserinnen zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tische. Mancher Kopf, der über dem Tische ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt, und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête-à-tête abgemacht. Unter dem Tische gibt es keinen Verrath, unter dem Tische gibt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verrathen nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande,

Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Tische; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tisch und Gedanken unter dem Tisch. Es sind ganz confuse Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will.

Erster Gedanke über dem Tische.

Essen ist die Philosophie des Magens; wenn mich eine starke Empfindung ergreift, zum Beispiel die Liebe oder die Langeweile, oder wenn mich eine starke Leidenschaft überwältigt, zum Beispiel der Geldmangel, dann gehe ich gleich essen, im Essen liegt Seelentrost. Die Arbeitsstunden des Magens sind die Feierstunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, seufzt man nicht, und so lange man ragout-fin mit vol-au-vent verzehrt, ist man nicht eifersüchtig.

Erster Gedanke unter dem Tische.

Was sind die Frauenzimmer? Sie sind wie ein Speiszettel, viel hors-d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das meiste en papillotte, nur keine Fische, weil sie nicht schweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tische.

Die weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß der Mensch oft essen muß, damit er Mensch bleibe; wenn

die Menschen nicht essen müßten, sie wären die einsamsten, finstersten Geschöpfe. Durch seinen Magen wird der Mensch gesellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Mensch ißt sich so lange durch alle Brühen durch, er kommt in seinem Leben in so viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr ist, und selbst erscheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiessauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tische.

Der Mensch sitzt dritthalb Minuten an dem Tisch der Erde, dann kommt er unter den Tisch, eingeschlagen in der Leichenserviette. Diese drei Minuten am Tische hat der Mensch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Mensch: „eine, in welcher er gekannt; eine andere, in welcher er verkannt; und eine dritte, in welcher er erkannt wird;“ und die zwei ersten Minuten sind noch in diesem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute des Erkanntwerdens, ist erst drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menschen an uns an alle Blutegel des Hasses, und alle Schröpfköpfe der Verleumdung, und alle Quetschformen der Vorurtheile, und alle Zugpflaster der Lieblosigkeit, und sie ziehen und zerren an unserm Innern mit dem Haarseile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und sie arbeiten in diesen zwei Minuten emsig und geschäftig,

und mit thätiger Hast, und sie dehnen sie aus zu langen bittern Jahren, und sie bohren an unserm Ruf, und sie nagen an unserm Herzen, und sie miniren unser Glück, als hätte Gott ihnen deshalb siebzig Pulsschläge des Daseins gegönnt, um sich gegenseitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und aufzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menschen dann übrig, als hinzuknien an sein eigenes Herz, als einzutreten in sein eigenes Gemüth, und da in inniger Selbstrührung zu feiern ein großes Versöhnungsfest, und da von sich herunter zu reißen alle Blutegel des Hasses, und aus den offenen drei spitzigen Wunden aus- und abströmen zu lassen, alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerstoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodensatz der weitgewölbten Brust, sein Gemüth aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an diesem Himmel still und feierlich anzuzünden die strahlenden Astral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menschenliebe. Was bleibt dem Menschen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit seinen Blüten an allen Wegen steht, gleichsam, als wolle er seinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuschließen all sein Herz dem herabrinnenden Staubdache voll Leben und voll Liebe und Sehnsucht, voll unerwiederter Liebe, und voll ungestillter Sehnsucht in dem zerrinnenden Aetherduft schwimmen, und beben und zucken zu lassen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tische.

Die zwei Nationen, die deutsche und die französische, unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche, sind voll kräftiger, steter Natur, allein die angenehme, süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödel, aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt.

Dritter Gedanke unter dem Tische.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel, wenn man einen verlornen Ring sucht, findet man einen alten, längst verlegten Hausschlüssel, wenn man eine Wahrheit sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tische das niedliche Füßchen seines vis-à-vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm.

Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tische.

Der Mensch ist wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachsen ein Licht hin, um sie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tische.

Die Liebe hält auf verschiedene Weise ihren Einzug in das menschliche Herz, sie springt wie ein Kunstreiter durch den Reif in das Herz, oder sie dringt durch den Augenring in unsere Seele. Bei Tische nur, das heißt, unter dem Tische, dient sie von pique auf, da dringt sie von der Fußspitze empor in das Herz, da wird sie so zu sagen auf die Spitze gestellt.

Fünfter Gedanke über dem Tische.

Bei Tische ist jeder Mensch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, so hat er zwischen Nase und Kinn etwas, was sehr für ihn einnimmt. Und nun schließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktischen Tischeintheilung.

Das Frühstück ist der Freundschaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Gestimmt zum Ernste wie zum Scherzen.

Der Kopf ist hell, der Geist ist frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchschreiten,
Man sitzt beisammen und spricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht sodann an's Werk hinaus.

Der Mittagstisch, genannt Diné,
Ist stets geweiht der Etiquette,
Man invitiret den Abbé,
Den Lieutenant, die Soubrette!
Man setzt sich um den runden Tisch,
Kein Mensch kennt hier den andern,
Man ist erst stumm, so wie der Fisch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man schenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Bester!"
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Chester!"
Dann steht man auf, und küßt die Hand,
Und geht hinweg, und sagt: „Charmant!"

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrot ist heilig,
Die Mutter hat es wohl bestellt,
Die Kindlein kommen eilig,
Die kleinen Bäcklein frisch und roth,
Verdoppeln sie die Schrittchen;
Ein jedes will sein Butterbrot,
Ein jedes will sein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter sie durch's Haus.

Das Abendessen ganz allein,
Das ist der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein,
Die Doppelflammen steigen!
Ein kleines Tischchen, zwei Couverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen,
Verlöscht sodann auch wohl das Licht,
So sieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt
des ersten Bandes.

Seite.

Romane und Novellen.

Humoristische Vorlesungen.

Salaterien, oder: Humoristischer Essig und Oel.

Seite.